

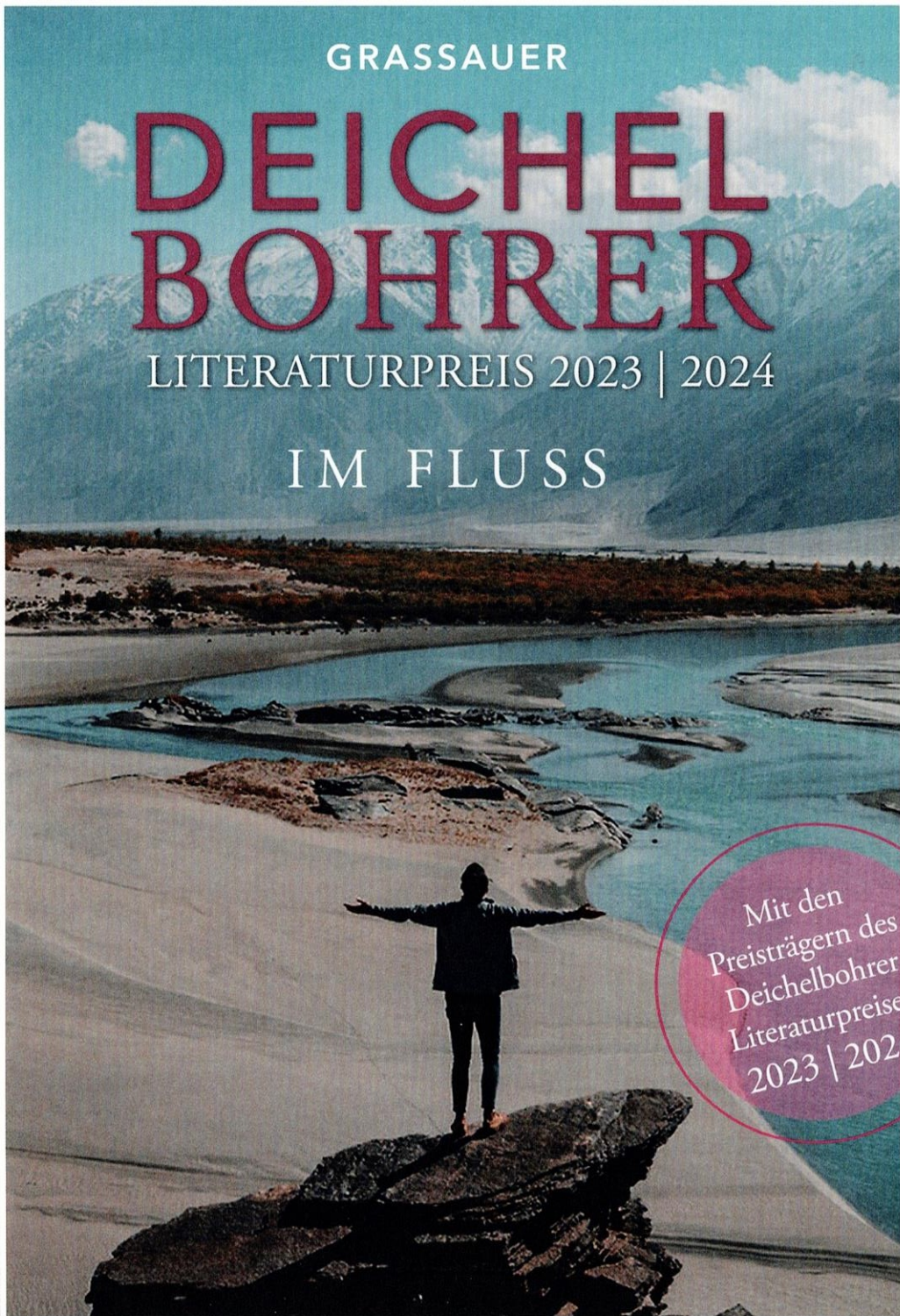
GRASSAUER

DEICHEL BOHRER

LITERATURPREIS 2023 | 2024

IM FLUSS

Mit den
Preisträgern des
Deichelbohrer
Literaturpreises
2023 | 2024



Inhalt



Grußwort des Bürgermeisters	3
Der Grassauer Deichelbohrer	4
Die Villa Sawällisch	6
Kurzbiografien der PreisträgerInnen	8
Die bisherigen PreisträgerInnen	10
Die GewinnerInnen 2023/24	11
Was werden Sie lesen?	12
Die Anthologie	14
Die Jury	38
Dreimal erster Platz von der Jury prämiert seit 2019	39
Impressum	40

Grußwort des Bürgermeisters zum Deichelbohrer 2023 | 2024



Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger,
Liebe Literaturfreundinnen und -freunde,

Ich freue mich sehr, Ihnen mit diesem bebilderten Lese-Präsent ein Beispiel Grassauer Kulturlebens vorstellen zu können. Die handliche Text-Anthologie erscheint traditionsgemäß als Sonderdruck am Tag der Verleihung unseres Literaturpreises „Grassauer Deichelbohrer“, der heuer zum vierten Mal vergeben wird.

Unser Kurzgeschichten-Wettbewerb hat seit seiner Gründung 2019 in allen deutschsprachigen Ländern ein beachtliches Echo gefunden. Diesmal erreichten uns rund 540 Einsendungen, womit seit Beginn der Ausschreibung über 2000 Autorinnen und Autoren den Markt Grassau als einen Ort wahrgenommen haben, an dem Kultur in vielen Facetten eine wichtige Rolle spielt.

Auch diesmal hatte die Jury über viele Wochen gut zu tun. Nicht nur die literarische Qualität vieler Texte fiel dabei auf, sondern auch die Fantasie bei der Auslegung des vorgegebenen Themas „Im Fluss“. Ein Motto, das als Metapher für Bewegung steht und gegen den Stillstand und damit auch die Kultur im Blick hat.

Die sechs preisgekrönten Kurzgeschichten haben wir hier für Sie abgedruckt, auch über ihre Autorinnen und Autoren erfahren Sie ein paar interessante Details. Wir stellen Ihnen die Jury vor und informieren Sie über den Hintergrund des Preises sowie den besonderen Schauplatz seiner Verleihung.

Ich wünsche Ihnen für die Lektüre recht viel Vergnügen!
Mit herzlichen Grüßen


Ihr Stefan Kattari
1. Bürgermeister

Der Grassauer Deichelbohrer

Im Frühjahr 2019 ging die Einladung zum Kurzgeschichten-Wettbewerb „Grassauer Deichelbohrer“ erstmals hinaus in die Welt der Literaten, Buchmenschen und Autoren. Eine Gruppe engagierter Literaturfreunde hatte die Idee, sie fand die einstimmige Unterstützung des Grassauer Gemeinderates und damit wurde das Experiment mit dem rätselhaften Namen öffentlich. Am Ende des Jahres hatte die Jury über 500 eingeschickte Kurzgeschichten aus Deutschland, Österreich und der Schweiz gelesen und beurteilt. Die folgenden Ausschreibungen brachten ähnliche Zahlen und zusammen mit dem aktuellen vierten Jahrgang haben bisher rund 2.000 Autorinnen und Autoren ihre Kurzgeschichten nach Grassau geschickt. Es ist inzwischen Tradition, nicht nur die preisgekrönten Geschichten in einer Anthologie zu veröffentlichen, sondern auch die Hintergründe zu beleuchten. Aus der letzten Ausgabe zitieren wir deshalb den kurzen Text, der den exotischen Namen des Wettbewerbs erklärt:

Der ungewöhnliche Name des Preises ist eine Anspielung auf eine hölzerne Rohr-

leitung, mit der im 19. Jahrhundert flüssige Salzsole von Bad Reichenhall über Traunstein und Grassau bis zur Saline in Rosenheim gepumpt wurde. Diese historische Pipeline durch den Chiemgau bestand aus sogenannten Deicheln, hölzernen Rohren, die aneinander gefügt eine viele Kilometer lange Leitung ergaben. Dazu wurden gerade gewachsene Fichtenstämme mit dem Deichelbohrer der Länge nach durchbohrt. Ein anspruchsvolles Handwerk, das Konzentration und Augenmaß verlangte, damit etwas in Bewegung geriet. Schreiben verlangt zwar ein anderes Werkzeug, doch Konzentration und Augenmaß sind ebenso gefragt, damit etwas in Fluss kommt. Und weil die literarische Gattung der Kurzgeschichte als durchaus anspruchsvoll gilt, sieht man in Grassau den Deichelbohrer als griffiges Symbol für den Wettbewerb.

In diesem Zitat ist zufällig auch das Thema für die Geschichten unseres aktuellen Wettbewerbs versteckt: im Fluss. Eine Metapher für die Bewegung und gegen den Stillstand, so dachten wir von der Jury, und waren dann doch verblüfft, wie vielen Möglichkeiten der Auslegung wir



begegnet sind. Es gab Erzählflüsse mit mehr oder weniger Tiefgang, mal floss es eher sinnbildlich, oft spielten auch ganz reale Gewässer eine Rolle. Doch am Ende waren wir uns einig, dass es „da draußen“ eine Lust am Schreiben gibt, mit deren Potenzial wir uns um die Zukunft der Literatur nicht sorgen müssen. Wir vertrauen dabei jener KI, die wir Kreative Intelligenz nennen, mangels Knopfdrucks kennt sie zwar manchmal lange Wartezeiten, ihre Ergebnisse sind aber immer unverwechselbar.

Das gilt auch für die Geschichten unserer sechs PreisträgerInnen, die Sie hier im Original lesen können. Zu hören sind sie allerdings nur einmal bei der Verleihung des Grassauer Deichelbohrers am 4. Mai in der Villa Sawallisch. Auch dieser besondere Schauplatz gehört zur Tradition des Wettbewerbs, und das hat seinen Grund.

Ideengeber

Die Idee zum Wettbewerb hatte 2018 Robert Höpfner, damals Grassaus Kulturbeauftragter, den Namen erdachte Klaus Bovers, Autor und Literaturagent, und die Juryleitung der ersten beiden Wettbewerbe hatte die Autorin Angeline Bauer. Der Grassauer Gemeinderat beschloss im November 2018 einstimmig die Ausschreibung des Wettbewerbs, zu dem künftig alle zwei Jahre eingeladen wird.

Das Grassauer Kulturleben ist nach wie vor stark von der Musik geprägt, wofür viele Jahre lang Wolfgang Sawallisch (1923 – 2013) auch als Förderer der Grassauer Musikschule gesorgt hat. In der Villa des Hochschulprofessors, Generalmusikdirektors und Chefdirigenten ist seit ein paar Jahren zunehmend auch die Literatur zu Hause. Den Anstoß dazu gab Robert Höpfner, Mitbegründer des Deichelbohrers, bis Anfang 2024 Vorstandsmitglied der Wolfgang-Sawallisch-Stiftung sowie Literat und Poet seit Jahrzehnten. Er hat zahlreiche Gedichtbände sowie Prosa veröffentlicht und für ihn war es klar, dass die Preisverleihung des Deichelbohrers in „seiner Villa“ stattfinden musste. Die PreisträgerInnen werden zu diesem Anlass für ein Wochenende ins Gästehaus der Villa eingeladen, entspannen sich im weitläufigen Park und fühlen sich, wie von Ehemaligen immer wieder zu hören ist, rundum wohl auf dem Grassauer grünen Hügel.

Die Villa Sawallisch

Unter Liebhabern von Klassik-Konzerten wird die Grassauer Villa Sawallisch als besonderer Tipp gehandelt. In der Mitte zwischen München und Salzburg trifft man sich in einer gepflegten Villa aus den 60er-Jahren, dem früheren Sommer- und Alterssitz der Dirigenten-Legende Wolfgang Sawallisch. Heute ist das Haus auf dem „grünen Hügel“ Sitz der nach ihm benannten Stiftung, die sich die Förderung sowie Aus- und Fortbildung begabter junger Musiker und Ensembles zur Aufgabe gemacht hat.

Die Stiftung ist zu einem Konzertveranstalter geworden, der Abschlusskonzerte der Sawallisch-Meisterkurse ebenso bietet wie die Auftritte von Stars aus Oper und Konzert. Der klangvolle Name Sawallisch motiviert sie, hier auch einmal ohne Gage aufzutreten. Und „wer einmal bei uns war“, sagte der frühere Stiftungsvorstand Paul G. Bischof, „kann dem Charme dieses besonderen Anwesens kaum widerstehen und kommt immer wieder.“ Das kann jeder bestätigen, der einmal durch das schmiedeeiserne

Tor durch den Park mit seinen uralten Bäumen hinauf gegangen ist zur Villa mit ihren Konzertsälen.

Robert Höpfner (s. S. 5) sorgte als Mitbegründer des Grassauer Deichelbohrers dafür, dass die Preisverleihung als festliche Veranstaltung in „seiner Villa“ stattfindet. Natürlich mit musikalischer Umrahmung, meist durch junge Gruppen der Musikschule Grassau. Einer ihrer bedeutendsten Förderer ist die Wolfgang-Sawallisch-Stiftung. Heute ist die Musikschule am „Wolfgang-Sawallisch-Platz“ mit ihren Filialen und mit über 1000 Schülern ein bedeutendes Zentrum der musikalischen Ausbildung und des Musiklebens im Landkreis Traunstein.

Auch die Offenheit für kulturell Verwandtes jenseits der Klassik ist ein Programm-Merkmal der Sawallisch-Stiftung. Jazzkonzerte gehören ebenso dazu wie die Reihe „Literatur und Musik“ mit ihren markanten Lesungen prominenter Autoren. Der Grassauer Deichelbohrer bedankt sich bei der Gelegenheit für die großzügige Gastfreundschaft, diesmal beim neuen Geschäftsführer und Vorstandsvorsitzender Andreas Hérm Baum-



gartner, der seit dem 1. März auf dem „grünen Hügel“ Hausherr ist. „Als junger Dirigent,“ sagt er kürzlich in einem Interview, „hatte ich noch das Glück, Wolfgang Sawallisch bei zwei Probeserien für Konzerte in München über die Schulter schauen zu dürfen.“

Wir haben dem Kulturmanager, wie er sich selbst nennt, und dem künstlerischen Leiter der internationalen Karl Amadeus Hartmann-Gesellschaft sowie Direktor des Hartmann-Centers in München zwei für uns wichtige Frage gestellt:

Kulturell gibt in Grassau die Musik den Ton an, wozu die Sawallisch-Stiftung nicht wenig beigetragen hat. Wie stehen Sie als Mann der Musik zur Literatur?

Die Literatur war mir als Sohn eines Schriftstellers, Autors und zutiefst Literaturbegeisterten von Kindesbeinen vertraut, quasi anverwandt, eine Freude und Trost spendende Säule in meinem Leben. Auch während meines Wanderlebens als Dirigent waren mir meine Bücher neben der Musik



das wichtigste Elixier, das auch in zahllosen Hotelzimmern sofortige Vertrautheit und ein Gefühl von Zuhause verspricht. Heute ist es vor dem Einschlafen ein festes Ritual – egal wie herausfordernd der Tag war – mindestens zwei Seiten zu lesen und den Tag mit Literatur ausklingen zu lassen.

Im Programm kann man jetzt öfter auch Literarisches entdecken, wird das so bleiben?

Die Künste – also Musik, Literatur und Bildende Kunst – gehören für mich untrennbar zusammen, sind thematisch und entwicklungsgeschichtlich mit- und ineinander verwoben. In meinem bisherigen musikalischen Wirken erschien es mir daher immer ganz natürlich, die Künste als mehrere Facetten einer Sache zu begreifen und das gegenseitig befruchtende „Spiel“ künstlerisch zu befeuern. Literatur wird also weiterhin und verstärkt in unser Programm mit einbezogen werden. Ganz im Sinne Friedrich Hölderlins: „Komm! Ins Offene, Freund!“

Die bisherigen PreisträgerInnen

Der Grassauer Deichelbohrer feiert zwar erst in zwei Jahren sein Fünffähriges, doch auch ohne Jubiläum ist es Zeit, dass wir die bisher Prämierten und Nominierten unter den 2000 Autorinnen und Autoren einmal nennen. Mehr dazu finden Sie auf S. 39.

Jahrgang 2019

Heidi Lackner, Dachau – 1. Preis
David Jakobs, Bonn – 2. Preis
Manuel Zerwas, Speyer – 3. Preis

Shortlist:

Julia Kersebaum, Düsseldorf
Cornelia Koepsell, Augsburg
Armena Kühne-Enzinger, Anger
Janika Rehak, Verden
Andreas Weidmann, Rosenheim

Jahrgang 2020

Daniela Esch, München – 1. Preis
Barbara Schilling, Potsdam – 2. Preis
Alexandra Grüttner-Wilke, Dresden – 3. Preis

Shortlist:

Verena Gaupp, Dortmund
Henrike Sänger, Hagen
Sylvia Schmieder, Freiburg

Jahrgang 2021/22

Sybille Wobser-Zheng, München –
1. Preis
Edith Anna Polkehn, Deggendorf –
2. Preis
Julia Gehrig, Landshut – 3. Preis

4. Preise

Ada Diagne, Wien
Christian Roman, Senftenberg
Siegfried Straßner, Nürnberg

Die Auswahl, die GewinnerInnen 2024

DIE ERSTPLATZIERTEN

PLATZ 1

Annette Arend

Wasserbüffel

PLATZ 2

Juliane Breinl

Rehsumpf

PLATZ 3

Ulrike Sabine Maier

Stadt ohne Fluss

DIE DREI VIERTEN PLÄTZE

Simon Bethge

male fantasy, oder: alles kann, nussmix

Henrietta Hartl

Katzentanz

Heike Kuhn

Büro 304

Grassauer
Deichelbohrer
Literaturpreis
2023 | 2024

Kurzbiografien der PreisträgerInnen 2024



◀ **Annette Arend** (Jahrgang 1973) lebt in Erlangen und ist aktuell in Ausbildung zur Kinder- und Jugendlichen-psychotherapeutin. Bisher war sie unter anderem als universitäre Schreibcoach und als Dozentin für Deutsch als Fremdsprache tätig. Nach ihrer Promotion arbeitete sie ein Jahr lang an der Delhi University und am Goethe-Institut in Neu-Delhi. Aus dieser Zeit brachte sie das Ursprungsbild ihrer Geschichte mit: im Ganges badende Wasserbüffel.

▶ **Juliane Breinl**, geboren 1971 in Döbeln, ist Kinder- und Jugendbuchautorin und Sprechtrainerin. Ihre erste Kinderbuchreihe, Feuerbälle – Kinderbande im geteilten Deutschland, erschien 2011, andere Bücher folgten. Für einen literarischen Jugendroman, der sie auch zur Kurzgeschichte „Rehsumpf“ inspirierte, erhielt sie 2023 ein Werkstattstipendium des Deutschen Literaturfonds. Sie hat zwei erwachsene Kinder, mit ihrem Mann lebt sie in München und in einem Farmhaus in Pennsylvania.



◀ **Ulrike Sabine Maier**, geboren in Sinsheim, mit bewegungstherapeutischer Ausbildung hängengeblieben in Darmstadt. In Ermangelung schreibender Kolleginnen reingestolpert in die Autorenschaft für Fachartikel und ins Aufbaustudium Fachjournalismus. Mitglied bei den 42erAutoren und der Literaturwerkstatt Darmstadt bei Martina Weber. Literarischer Schwerpunkt sind Kurzgeschichten, mehrere Wettbewerbspreise, u.a. Pulitzer Preis 2018 (*wird von den 42erAutoren verliehen, Anm. d. Red.*).



◀ **Simon Bethge**, geboren 1996 in Hamburg, studierte Kultur- und Literaturwissenschaften sowie Literarisches Schreiben, war als Lektor und Veranstalter von Lesebühnen tätig, außerdem u.a. Stipendiat des Treffens junger Autoren, des jungen Literaturforums Hessen-Thüringen und des Klagenfurter Literaturkurses, Preisträger des DAphA und des Daniil Pashkoff Prize, Veröffentlichungen in *entwürfe*, *Erostepost*, *[kon] Paper* und diversen Anthologien.

▶ **Henrietta Hartl**. Schreiben war schon immer ein zentrales Thema in ihrem Leben. Sie hat zunächst als Technische Redakteurin, Informationsmanagerin und Dozentin gearbeitet, in ihrer Heimat Franken, in England und an der Ostsee. Danach folgten mehrere Jahre als Lokaljournalistin, erst in Unterfranken, dann an der Ostseeküste bei Rostock. Dort schreibt sie heute Kurzgeschichten, Gedichte und Bücher, zurzeit hauptsächlich Krimis.



◀ **Heike Kuhn**, wurde 1981 im niederbayerischen Straubing geboren und lebt seit einigen Jahren am Zürichsee. Nach langjähriger Tätigkeit im Vertrieb und Datenmanagement internationaler Unternehmen begann sie 2021 sich ganz auf das geschriebene Wort zu konzentrieren. Sie absolvierte ein Fernstudium im Prosaschreiben an der Autorenschule Textmanufaktur und ist mittlerweile als Mitarbeiterin einer Bibliothek und als Texterin tätig. Sie schreibt Kurzgeschichten und feilt an ihrem ersten Roman.



Was werden Sie lesen?

Statements zu den sechs Geschichten der Anthologie.

► Wasserbüffel (Annette Arend)

In den Mythen und Märchen aller Kulturen spielen Flüsse eine Rolle, sei es der Styx als Grenze zwischen Diesseits und Jenseits, oder die beliebte Unterwasserwelt für Nixen, Wassermänner und andere beschuppte Geisterwesen. Bei der Geschichte „Wasserbüffel“ von Annette Arend ist es irgendein namenloser Urwald-Fluss in Indien, der als heimlicher Schutzgeist und Retter dort vorbeifließt, wo eine der aktuell gnadenlosesten Formen menschlicher Ausbeutung sich breitgemacht hat: Ein Callcenter. Hier prasseln im Minutentakt die abstrusen Wünsche aus der Welt sinnlosen Konsums auf die wehrlosen indigenen Telefonsklaven hernieder. Doch im Fluss haben die Wasserbüffel diese bedrückende Szenerie täglich im Blick und warten geduldig. *Erzählt wird eine Geschichte der Hoffnung und Erlösung, auch wenn die für uns ungewohnt als modernes Märchen daherkommt.*

► Rehsumpf (Juliane Breinl)

Kein mythischer Fluss ist es diesmal, sondern ein real existierender in einer Region des ehemals real existierenden Sozialismus. Die Jonitzer Mulde in Dessau ist bekannt für ihre historischen Flussbäder, eines davon ist der Rehsumpf. Dort trainierte die Heldin der Geschichte bei jeder Wassertemperatur und das fiel auf. Die Stasi wurde informiert: da übt jemand für die Flucht über die Ostsee, und schon saß Ulla S. im berüchtigten Frauenknast Hoheneck. Nach der Wende möchte ein

Reporter aus dem Westen mehr von ihr über diese Horrorzeit wissen. Der Wessi kennt den Rehsumpf, sein Vater war dort Bademeister, mit ihm hatte sich seine Mutter 1968 bei einem DDR-Besuch eingelassen. „Bei uns hieß das Schwimmmeister“, klärt ihn Ulla S. auf, und während er weiter den bedrückenden Details aus ihrer Knastzeit lauscht, wächst in ihm ein Verdacht. Der Name des Informanten ist in den Akten zwar geschwärzt, aber da gibt es verräterische Details. *Das ist Literatur als Reportage, mit harten Details und untergründiger Spannung.*

► Stadt ohne Fluss (Ulrike Sabine Maier)

Was in dieser Geschichte fließt – der Titel verrät es – kommt ganz ohne Wasser aus. Es ist die angestaute Mischung aus Enttäuschung und Hass, die zwischen dem verwahten Paar im Rollstuhl von Zimmer zu Zimmer hin und her schwappt. „Bevor du mir was antust, ertränke ich mich im Fluss!“ „Hier gibt es gar keinen Fluss, du blöde Kuh!“ Darauf fliegt ein Aschenbecher und mittendrin Tanja, die Pflegerin vom Sozialdienst, die so gerne mehr tun möchte, als nur täglich die Medikamente zu verteilen. „Man muss doch was tun können!“ Ihre Chefin lächelt nur und meint: „Jeder hat ein Recht auf Verwahtung.“ Tanja mit dem großen Herzen möchte so gerne härter sein, dann würde es vielleicht auch mit ihrem Partner klappen. Den interessieren ihre Patienten einen Dreck und seine angeblichen Überstunden riechen nach Chanel. *Szenen aus der Schattenseite der Ge-*

sellschaft, zwar bedrückend, doch so überzeugend geschrieben, dass sie einen packen. Bis zum Schluss, der einen Wert für sich hat.

► Büro 304 (Heike Kuhn)

Auch in dieser Geschichte ist etwas im Fluss, und zwar in der staubtrockenen Umgebung eines grauen Bürogebäudes irgendwo in der Schweiz. Was da fließt ist ein Paternoster, ein offenes vertikales Kabinen-Fließband, das nie stillsteht und Menschen zwischen Stockwerken hinauf oder auch hinunter transportieren soll. Der brave Angestellte Paul schaut aus seiner offenen Bürotür, open Space nennt man das heute, täglich auf dieses altertümliche Gerät, das aus seiner Sicht nur einen Passagier nach oben befördert: pünktlich um dieselbe Zeit, sandbrauner Anzug, Aktentasche, schütteres Haar, stummer Gruß. Der ist bestimmt schon ewig in der Firma, vielleicht kann er mir beim Problem mit der Allergen-Liste helfen. „Aber gerne, Büro 304“, ruft der Sandbraune ihm im Emporgleiten zu, doch nach diesem Büro sucht Paul im ganzen Gebäude vergeblich. Die Lösung mit den Allergenen liegt am nächsten Tag auf Pauls Schreibtisch, der Paternoster ist außer Betrieb. *Atmosphärisch dicht und irgendwie auch zum Frösteln.*

► Katzentanz (Henrietta Hartl)

„Ich weiß sowas von genau, was du meinst!“ Begeistert sich der junge Lokalreporter und ahnt nicht, dass er damit das Schicksal herausfordert. Denn er hat ja keine Ahnung, was gerade durchs Hirn von Marie zu fließen beginnt, die sich von ihm „so was von gestört“ fühlt in ihrem kreativen Prozess. Sie will als Künstlerin endlich das Bild der wild tanzenden Katze aus ihrer Vorstellung auf die Leinwand bannen, doch schon kommt

die nächste Störung – ein Lieferdienst. Kurz darauf ist es Frieda, die freundliche Nachbarin mit „Hallöchen, ich hätte wieder einen Korb Äpfel!“ Diese harten, sauren Dinger aus ihrem Garten! Marie lächelt tapfer, der Kopf tut ihr weh und den aufdringlichen Reporter – „Ich hätte da noch eine Frage“ – muss sie tatsächlich nochmal verjagen. Doch dann hat ganz überraschend alle Störung ein Ende – und die Kreativität kann endlich fließen. Die Katze wird zum Bild und alle Anspannung ist vorbei. Da meldet sich aus dem Hinterhalt eine verschwommene Kurzzeit-Erinnerung. Die hat zu tun mit Flecken auf dem Spaten und Platz hinter dem Kompost. Und mit dem Thema Wegräumen. *Witzig, schnörkellos, Ingrid Noll lässt grüßen.*

► male fantasy, oder: alles kann, nussmix (Simon Bethge)

Fantasie ist nichts Statisches, da fließt eigentlich immer was, bei Männer-Fantasien sowieso. Da macht die Generation Z keine Ausnahme. Hier ist einer von ihnen ständig auf der Suche nach dem passenden Gegenüber, ob male oder female ist egal. Ob nun A., die Super-Schachspielerin, oder E. mit seinen schönen Zähnen, die Resignation stellt sich meist rasch ein. Auch schon mal als Sofa-Genussmoment mit dem Billie-Eilish-Song Male Fantasy im Hintergrund. Wie heißt es da? „But nothing lasts, I know the deal.“ Augenblicke, die frühere namenlose Generationen, lange ist es her, mit „Bonjour Tristesse“ begrüßt haben. Alles kann, nichts muss, nichts ist von Dauer, ich weiß schon Bescheid. *Simon Bethge schafft es, diese melancholische Weltsicht in vier unterhaltsamen Episoden (oder sind es fünf?) einer einzigen Kurzgeschichte so zu bringen, das sich jeder/jede erinnert: Es geht vorbei, ich kenn mich aus.*

Wasserbüffel



Annette Arend

Das Mädchen dreht sich nicht um. Sie steigt über die Absperrung, rennt die Böschung hinab und in den Fluss hinein. Das Wasser spritzt auf und umfängt sie schon bis zu den Hüften.

Nicht auch noch sie, denkt Rafi. Übelkeit steigt in ihm auf, während er beobachtet, wie das Mädchen auf die Wasserbüffelherde zuläuft. Jetzt sind nur noch ihr Kopf und die schmalen Schultern zu sehen. Das Mädchen bewegt sich in die Herde hinein. Nach wenigen Sekunden ist sie verschwunden.

Niemand, der in den Fluss geht, kommt wieder zurück. Dass es da Krokodile gäbe, hatte man Rafi gesagt, als er mit dem Job anfang. Große Krokodile.

Das Mädchen ist trotzdem in den Fluss gegangen. Sie ist dieses Jahr schon die vierte, die das alles nicht mehr ausgehalten hat. Die Hitze in den dunklen Kabinen. Die Kunden, die ihre Lieferungen möglichst gestern haben wollen. Die Manager, die in Helikoptern über der ausgedehnten Callcenter-Landschaft kreisen; die in Gespräche hineinhören und wie Raubvögel hinabstoßen, wenn ein Interessent unzufrieden den

Hörer auflegt.

Am Vormittag hatte Rafi zwei Kabinen neben sich die Manager kreischen gehört und dazwischen die leise Stimme des Mädchens. Die Wände des Callcenters sind aus Plastikplanen und so dünn, dass er in ruhigen Momenten sogar mitbekommt, wenn nebenan jemand ein Taschentuch aus der Verpackung zieht.

Rafi ist noch immer leicht übel. Sein Magen fühlt sich an, als läge ein faustgroßer Stein darin. Wäre das Mädchen auch dann ins Wasser gegangen, wenn er sich eingemischt hätte? Hatte ein Krokodil sie erwischt?

So sehr Rafi die Augen zusammenkneift, er sieht draußen nur Büffel und silbrig flimmernde Wellen.

In der Kabine ist es heiß. Der Schweiß läuft ihm den Rücken hinunter und tropft ihm von den Armen. Es fällt ihm schwer, sich auf den Job zu konzentrieren. Er kriegt das Bild des Mädchens nicht aus dem Kopf, wie es zwischen den Büffeln verschwindet.

Der Mann am anderen Ende der Leitung will eine Wüstenlandschaft mit sechs bis sieben Meter hohen Sanddünen. Er ist der erste von Rafis Kunden, der eine Wüste bestellt - für die dritte Ebene seines Hauses. Die meisten ordern

Korallenriffe mit glitzernden Fischen. Aber zweimal hat Rafi auch Urwaldlandschaften liefern lassen - und einmal eine Nashornherde.

Am Himmel ballen sich dunkle Wolken zusammen. Wenn sie brechen, wird es noch härter, in der Kabine zu bleiben. Aber Rafi kann nicht einfach rausgehen. Er hat feste Pausenzeiten, und die Vorschriften gestatten es nicht, sich länger als drei Minuten draußen aufzuhalten.

Der Kunde will eine Wüste mit einer integrierten Oase. Er fragt nach einem Marmorbecken und klimaanlagen-tauglichen Palmen.

Zwischen zwei Telefonaten hatte Rafi sich manchmal mit dem Mädchen durch lange dunkle Gänge ins Freie geschlichen. Sie standen dann auf dem Streifen Grün zwischen den Mülltonnen und dem kniehohen Gitter, das den Weg zum Fluss versperrte. Meist blieben sie länger als drei Minuten dort draußen. Der Fuß des Mädchens wippte auf und ab.

Rafi mochte ihre braunen Augen, ihren Blick, der sich verlegen seitwärts bewegte, selbst wenn sie lachte. Dort bei den Mülltonnen drang das Gebimmel der Telefone nur leise an ihre Ohren. Und das Mädchen redete. Über die Wasserbüffel. Ihre glänzenden Rücken. Wie schnell sich ihre massigen Körper die Uferböschung hinunterbewegten. Wie sie im Wasser stundenlang auf demselben Fleck verharren, die Köpfe sanft zurückgeneigt.

Das Mädchen rührte sich nicht von der

Stelle, wenn sich mit lautem Brummen ein Helikopter näherte. Sie sah Rafi unverwandt an, als wolle sie ihn festhalten. Doch Rafi hatte Angst, dass sie ihn draußen erwischen könnten und eilte zu seiner Kabine zurück.

Er hatte nicht versetzt werden wollen, in eine jener Zellen, von denen aus man kaum einen Streifen Tageslicht sah.

Die Wände des Callcenters sind aus Plastikplanen ...

Der Mann am Telefon möchte Original-Sahara-Sand für seine Wüste. Rafi öffnet den Sandrechner. Er fragt sich, woher diese Leute, die Häuser und Sand und Riffe bestellen, das Geld dafür

haben. Fragt sich, wie es sein kann, dass es so viele von ihnen gibt.

„7.3 Millionen Dollar“, sagt er zu dem Mann am Telefon.

Während er auf den nächsten Anruf wartet, blickt Rafi aus dem Fenster, sieht durch die farblose, von feinen Rissen durchzogene Plane in der Vorderfront seiner Kabine zu den Wasserbüffeln hinüber.

Seit die Tiere hier sind, beobachtet er sie. Wie sie das karge Grün von den Sträuchern an der Uferböschung rupfen. Wie sie sich vom Ufer ins Wasser stürzen und dann im ruhig dahinfließenden Strom treiben lassen.

Ein Krokodil hat Rafi noch nie gesehen. Vielleicht wagen sich die Krokodile nicht in die Nähe der Herde.

Wenn es überhaupt Krokodile gibt.

Eines der Tiere ganz am Rand der Büffelgruppe wendet seinen Kopf in Rafis Rich-

tung. Er spürt ein Ziehen in seiner Brust, möchte zu den Büffeln hinüberschwimmen, zwischen ihnen in der ruhigen Strömung liegen und sich von den Wellen kitzeln lassen. Es ist Jahre her, dass er sich in einen Fluss geworfen hat.

Das Dunkelgrau der Wolken verstärkt sich. Bald ist Zeit, die Schlafmatte auszurollen.

So gut wie niemand mehr geht abends von hier aus noch nach Hause, fast alle schlafen mittlerweile im Callcenter. So gut wie niemand hat noch ein Zuhause.

Eine von den alten Frauen haben sie letzte Woche tot auf dem Boden ihrer Kabine gefunden, zusammengekrümmt auf ihrer dünnen Matte. Die dunklen Wände dürften das Letzte gewesen sein, das sie sah – wären das Letzte, was so gut wie alle hier sehen würden.

Rafi schaut auf den Fluss, der sich im schwindenden Licht dunkler färbt. Die Büffel lagern jetzt dichter beisammen. Das Tier am Rand der Herde wendet erneut seinen Kopf in Rafis Richtung. Es löst sich von der Gruppe und schwimmt auf das Flussufer zu. Rafi sieht den Büffel näherkommen, sieht, wie er sich die Böschung hinaufschwingt.

Hinter der Absperrung bleibt der Büffel stehen. Sein rechtes Bein bewegt sich nervös. Den massigen Kopf hält er gesenkt. Es sieht aus, als würde er verlegen zur Seite blicken. Dann schaut das Tier Rafi direkt an. Dieser Blick, die braunen Augen kommen Rafi seltsam vertraut vor. Er möchte das Fell des Büffels berühren und fragt sich, ob er es wagen kann, die Kabine zu verlassen. Ob der

Büffel auf ihn warten wird, bis er es durch die verwinkelten Gänge ins Freie schafft. In diesem Moment dreht sich das Tier um und kehrt zu den anderen zurück. Und dann setzt sich die ganze Herde in Bewegung.

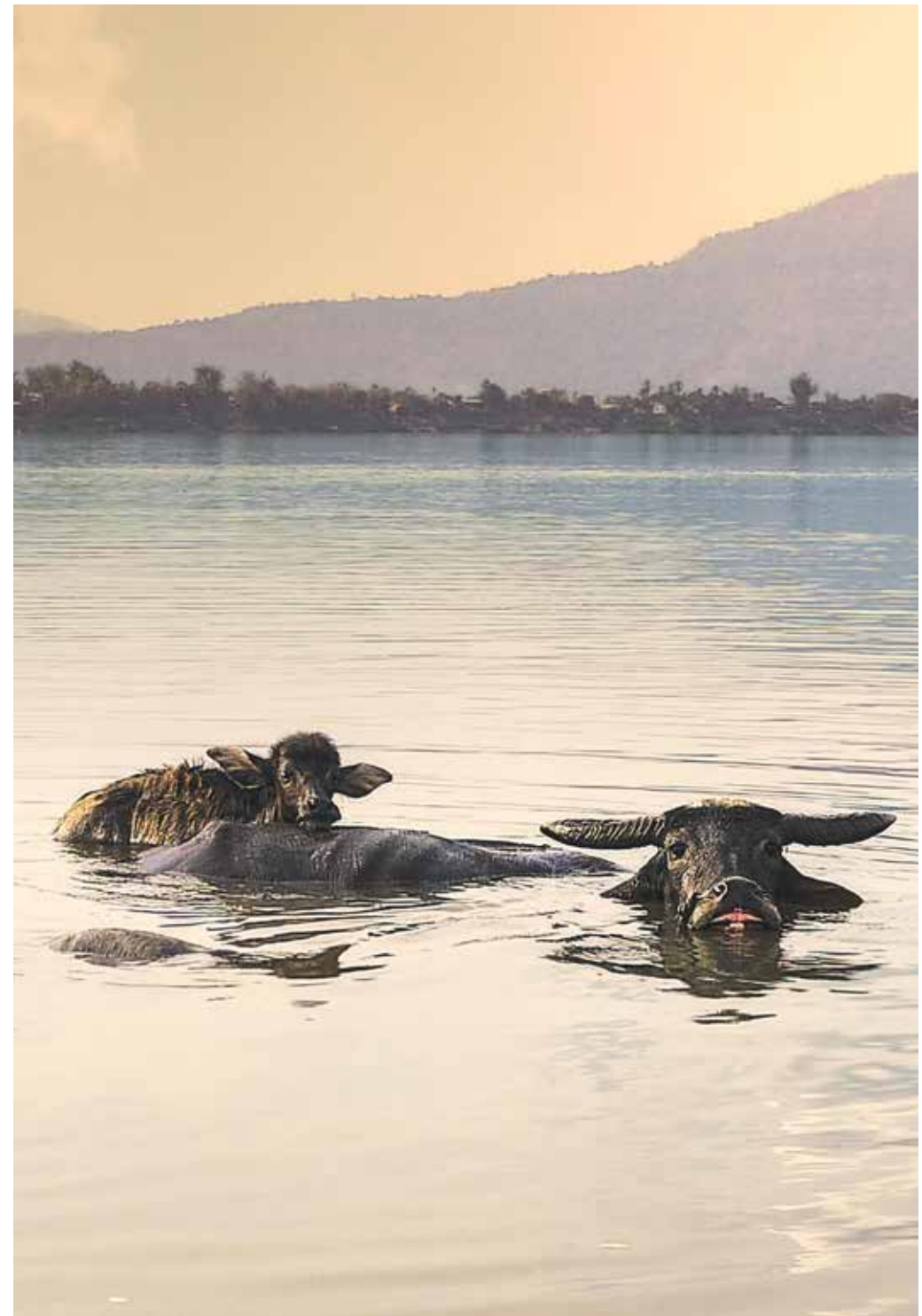
Rafi schießt die Angst durch den Körper. Noch ehe er einen klaren Gedanken fassen kann, zerren seine Finger an der brüchigen Fensterplane. Sie reißt, reißt weiter auf. Rafi zwingt sich durch

den Riss nach draußen und rennt auf die Absperrung zu. Mit einem Sprung setzt er hinüber. Dann sind es nur noch wenige Schritte bis hinunter an den Fluss.

Er wirft sich ins Wasser und landet auf den Knien, bewegt sich auf Händen und Füßen vorwärts. Seine Arme greifen weit nach vorn, berühren den schlammigen Grund des Flusses. Rafi schwingt sich tiefer und tiefer in das warme, weiche Wasser. Er paddelt, er schwimmt. Sein Kopf wiegt unglaublich schwer auf den Schultern. Rafi wirft ihn in den Nacken und sieht etwas Schwarzes über sich; etwas Schwarzes, das aus seinem Gesicht ragt: seine Büffelschnauze.

Noch ehe er ganz verstanden hat, durchströmt ihn ein Gefühl, so stark wie der Fluss. Rafi wirft einen letzten Blick auf die schwarzen Kabinen am Ufer. Dann wendet er sich der Herde zu und folgt ihr flussabwärts.

Und das Mädchen redete. Über die Wasserbüffel.



Rehsumpf



Juliane Breinl

Nach der Begrüßung hatte sich Ulla S. ans große Fenster gesetzt, aber jetzt rieb sie sich erneut den Nacken. „Zieht es? Sollen wir Plätze tauschen?“, bot Blumkind an. „Nein, nein“, sagte sie und schob den Zuckerstreuer auf den einlamierten QR-Code, der hier, statt Karte, auf jedem Tisch lag.

„Im Internet kann man den Knast virtuell besichtigen. Künstlerisch toll gemacht. Bei der ‚Wasserzelle‘ ist vermerkt, *die Existenz sei umstritten*. Was soll das heißen! Dass die anderen Hoheneckerinnen und ich uns das nur eingebildet haben? Schauen Sie sich vor Ort bitte alles genau an.“

Er nickte.

„Mit Fieber schickten die mich danach an die Nähmaschine.“ Sie drehte an ihrem Ehering. „Im Gutachten steht, man könne nicht mit Sicherheit feststellen, dass die Eierstockentzündung Folge des Knasts war. Demnach ist also auch umstritten, ob meine Kinderlosigkeit den Umerziehungsmethoden des real existierenden Sozialismus geschuldet ist.“

Ulla S. sah an ihm vorbei und Blumkind,

der bei Interviews manchmal zu schnell Fragen stellte, gab ihr unbeabsichtigt die Zeit, die sie brauchte. Er war abgelenkt. In seinem eigenen Spiegelbild in der großen Fensterscheibe hatte er plötzlich gesehen, dass er es tatsächlich tat! *Hey, Vati zupft sich auch immerzu am Nasenloch rum. Ein Familientick*. Aber weil er daraufhin: *Das ist doch kein Tick, hab mir nur an die Nase gefasst*, gesagt hatte, war seine Halbschwester wieder zurückgewichen: *Du willst Vati und mich gar nicht kennenlernen!* Erst nach vier Telefonaten hatte sie ihm dann endlich eine Audienz beim gemeinsamen Vater gewährt. Aber was für ein Tiefschlag nach all den Jahren der Suche! Der Alte hatte keine einzige Frage an ihn gerichtet; eine Stunde lang lamentiert, welches Leid ihm durch die Zerschlagung des friedlichen Arbeiter- und Bauernstaates widerfahren war. Mit so einem Betonkopf wollte Blumkind eigentlich nichts gemein haben – schon gar nicht dessen ekelhaften Nasentick!

Blumkind wandte sich von seinem Spiegelbild ab. Ulla S. hatte noch immer den Blick gesenkt. Im Licht der schräg einfallenden Sonne erschienen ihre übereinandergelegten Hände wie gemalt. Vielleicht war sie so rasch auf die ‚Wasserzelle‘ zu

sprechen gekommen, um das Schlimmste schnell hinter sich zu bringen? Genau wie die Begrüßung? Erst hatte sie zugepackt, dann war ihre Hand in unverhoffter Weichheit aus seinem Griff geschlüpft. Siegen durch Nachgeben.

Eine Strategie, mit der sie die Mörderburg-Zeit überlebt hatte?

Jedenfalls sah man ihr weder Alter noch Knastzeit an. Sie war eine dieser unvergänglichen Schönheiten; schmale Nase, dunkle Augen, blasser Teint.

Das Aufnahmegerät blinkte grün und sie signalisierte ihm, dass sie wieder bereit war.

„Also das kalte Wasser kam aus dem Boden?“

„Ja. Wie aus einer Brause.“

Man konnte es nicht sehen. Die Wasserzelle war im Keller. Eine Art Verließ von der Größe einer Telefonzelle. Hoheneck ist ja früher mal ein Schloss gewesen.“

Er nickte und zog ein Foto aus seiner Mappe. Sogar als er noch keine Details über Hoheneck wusste, hatte ihn erstaunlicherweise der bloße Anblick des hochaufragenden Gebäudekomplexes, mit den für ein Schloss viel zu klein geratenen Fensterlöchern, erschauern lassen. Wie wenn eine Unwetterfront aufzieht und man ahnt, welchen Schaden sie anrichten kann.

„Das Wasser stieg langsam. Nach einer Weile hab ich nichts mehr gespürt. Auch nicht, ob es kalt oder heiß ist. Irgendwann ist es wieder abgeflossen. Wohin, kann ich nicht sagen. Und dann ging es wieder von vorne los. Ganze dreimal. Alles im Stehen. Man friert allmählich bis auf die Knochen

durch. Das ist der Zweck! Da kannst du stark sein, wie du willst – durchtrainiert wie eine Wettkampfschwimmerin! Hatte in Dessau monatelang im Flussbad trainiert. Für die Flucht.“

„In Dessau im ‚Rehsumpf?‘“ Erschrocken sah Blumkind auf das DinA4 Blatt, das er sich aus dem Zeitzeugenportal ausgedruckt hatte. Da stand nur: *Ihre geplante Flucht über die Ostsee wurde verraten. Nach der Untersuchungshaft kam sie für fünfundzwanzig Monate ins Frauengefängnis Hoheneck.*

Sie nickte überrascht. „Täglich kraulte ich im ‚Rehsumpf‘. Das fiel leider auf.“ Kurz hielt sie inne, dann fuhr sie

fort. „In Hoheneck zogen sie dir nicht nur den Boden unter den Füßen weg. Sie wollten dir auch das nehmen, was du zum aufrechten Stehen brauchst. Deine Würde.“

Blumkind war wieder abgelenkt. Was für ein unglaublicher Zufall, dass sie vor über 60 Jahren ausgerechnet dort für ihre Flucht trainiert hatte, wo er vor zwei Wochen zum ersten, und bestimmt auch letzten Mal, seinen Vater getroffen hatte!

„Zur Maßnahme gehörte auch“, erklärte sie, und er war froh, dass er das Gespräch aufzeichnete, „dass Politische mit Schwerverbrecherinnen zusammengepfercht wurden. Im mittleren Stockbett schlief eine Kindermörderin. Neben der bin ich im zweiten Jahr gelandet. Hab deshalb nur noch auf der linken Seite geschlafen, um beim Aufwachen nicht in ihr Gesicht schauen zu müssen.“

Du willst Vati und mich gar nicht kennenlernen!

„Wer Pech hatte, war zuerst Bodenschläfer. Auf einer Matratze zwischen den Dreifach-Stockbetten. Auf die ist man zwangsläufig getreten, wenn man vom Bett runter ist. Aufs Gesicht, die Brust, den Bauch. Du hattest keine Wahl. Es war zu eng mit dreißig Frauen im Schlafsaal.“ Ulla S. deutete auf eine Narbe an ihrem linken Unterarm. „Von einem Kamm. Weil ich es unter die Dusche schaffte. Das Wasser reichte nie für alle!“

Blumkind lenkte seine Hand in letzter Sekunde so, dass er sich nur mit dem Handrücken über den Mund fuhr. Beinahe hätte er es wieder getan. Widerlich, diese Nasenzupferei!

„Das Schlimme ist, dass es noch immer nicht vorbei ist! Ungläubige Blicke, wenn du erklärst, dass Pläne zur Flucht schon reichten für zwei Jahre Höllenknast. Wirklich? Selbst in der DDR gab es doch Gesetze und Gerichtsverfahren, sagen sie dann, und schon bist du – wieder einmal – als Lügnerin abgestempelt. Mein Schwager ist sogar der Meinung, dass die BRD niemals hätte Steuergelder für Gefangenenfreikauf ausgeben dürfen. Damit hätte man Menschenhandel möglich gemacht! Ja, Herr Blumkind, besser man ist auf der Hut. Nicht jeder versteht, warum die Bundesregierung den Preis für eine Luxuskarre für solche wie mich hingeblickert hat. Wissen Sie, man erhob mich damit weit über den Preis der von mir genähten Ware. Mal ehrlich, Otto oder Karstadt hätten niemals eine freigekauft, die so günstig

Bettwäsche für sie nähte.“

„Otto und Karstadt?“

„Hoheneck brachte gute Devisen ein. Vielleicht hat ihre Mutter damals auch Bettwäsche von Planet gekauft? Die wurde von uns produziert. In drei Schichten, im Akkord, sieben Tage die Woche. In München habe ich das Zeug dann im Wühltisch gesehen. Bin rausgerannt und hab mich übergeben.“ Sie sah ihn mit leicht zur Seite gedrehtem Kopf an. „Aber wissen Sie, warum wir Hoheneckerinnen trotzdem nicht aufhören, all das zu erzählen? Warum wir den Tätern weiter auf die Füße treten?“ Sie atmetet ein und aus, die Lippen nur ein Strich. „Weil die uns nicht vergeben! Unser

bloße Existenz macht sie so wütend, dass sie uns kaltstellen wollen. Nur um ihre eigene Schuld nicht zu sehen!“ Ihre blassen Wangen entzündeten sich. „Ich rede nicht nur von den Wachteln, die uns in Hoheneck schikaniert haben und dem Kotzbrocken mit der orangenen Badehose,

der sich mir aufdrängte, nachdem er meine verdächtigen Schwimmaktivitäten gemeldet hatte. Ich meine auch all die, die zu dem Unrecht beigetragen haben. Da laufen noch viele Täter ungeschoren herum und erwarten von uns, endlich alles ruhen zu lassen!“ Sie drehte ihm jetzt ihren Kopf direkt zu. „Sagen Sie, woher kennen Sie eigentlich den ‚Rehsumpf‘. Sie sind doch aus dem Westen, oder?“

„Ursprünglich aus Kiel, aber mein Vater ist aus Dessau! Daher kenne ich das Flussbad.“ Die Weiber standen alle auf mich.

Egal ob mit oder ohne Badehose! Sein Vater hatte das gesagt, als ob es ein Verdienst und der ‚Rehsumpf‘ ein heiliger Ort wäre.

„Ach“, sagte sie.

„Ich bin sozusagen ein Mitbringsel aus dem Osten; das Bankert eines Intermezzos zwischen einem Bademeister, der 1968 eine junge Westbesucherin verführte und schwängerte.“

„Schwimmeister“, sagte sie und plötzlich wirkte ihre Nase noch schmaler. „Bei uns nannte man die Schwimmeister. Achtundsechzig, sagen Sie? Heißt ihr Vater zufällig Mitschke?“

„Erich Roth.“ Blumkinds Herz klopfte ihm bis in die Backenzähne. „War Mitschke der, der sie verraten hat?“

„Unter anderem“, sagte sie. „Aber es gab noch jemand. Vielleicht auch aus dem ‚Rehsumpf‘. In den Akten ist sein Name geschwärzt und die Angaben sind zu vage, als dass sie mich weiterbringen. Da steht nur, dass der IM eine Neigung zu nervösen Ticks hat, bei der Weiblichkeit gut ankommt und für weitere Zusammenarbeit geeignet erscheint.“

Blumkind griff sich an die Nase, während er in seinem Handy das Fotoalbum ‚Dessau‘ öffnete. Gespannt beobachtete er Ulla S., und der genügte ein einziger Blick. „Ja, das ist der andere Schwimmeister“, rief sie. „Aber, wollen Sie wirklich?“ Sie stockte.

Blumkind nickte langsam. „So soll es sein. Mit der Vergangenheit abschließen, um weiterzumachen. Darum geht es doch, oder?“

„Ursprünglich aus Kiel, aber mein Vater ist aus Dessau! Daher kenne ich das Flussbad.“

Stadt ohne Fluss



Ulrike Sabine Maier

EIN TAG IM NOVEMBER Der scharfe Geruch von Urin hat sich festgesetzt in den Wänden, eingefressen in Fußböden und Polster. Tanja steigt über leere Plastikflaschen und versucht, nicht durch die Nase zu atmen. Das Licht flieht vor dem Schatten der Verwesung und hinterlässt eine rauchige Dämmerung in dem kleinen schmalen Flur.

Sie ahnt ihn mehr, als dass sie ihn sieht, den Rollstuhl, bedrohlich thronend am Ende des Ganges. Er umschließt die Gestalt, die wie eingewachsen in ihm sitzt. Tanja kann nur den braungrauen, struppigen Bart erkennen, der wie eine wuchernde Dornenhecke das Gesicht verdeckt.

„Sie sind zu spät“, murrte die Dornenhecke. Tanja spürt den altbekannten Unmut in sich aufsteigen, genervt von dem Gebaren eines verwahrlosten, halbseitig gelähmten Mannes, der seine Flüche der Welt entgegenschleudert und doch immer nur sich selbst trifft.

„Ihre Medikamente“, atmet sie aus und winkt mit dem Päckchen in ihrer Hand.

„Können Sie selber fressen“, kommt es zurück. Rechts von ihr steht eine Tür offen.

Sie blickt in den Raum.

„Hallo“, haucht eine Stimme. Ummantelt vom Rauch einer Zigarette ist das freundliche Gesicht einer Frau zu erkennen. Das Sofa, auf dem sie sitzt, ist versteckt unter der Körpermasse, ein Bollwerk aus gedehnter Haut und Fettschichten. Sie füttert ihre toten Kinder, hat die Betreuerin erklärt. Zwei Totgeburten und ein plötzlicher Kindstod. Es ist ihre Art der Aufarbeitung.

Tanja atmet flach ein und geht nach links in die Küche. „Ich richte Ihnen die Medikamente für die ganze Woche.“

Die Stimme der Frau auf dem Sofa hustet ihr zu: „Er nimmt sie nicht alleine, Schwester Tanja! Sie müssen das machen, sonst bekommt er noch einen weiteren Schlaganfall.“

„Halt dein Maul!“, schreit der Mann im Flur. Mit einer Hand am Rad bewegte er sich mühsam vorwärts. Erwacht aus dem Dornröschenschlaf, denkt Tanja. Mitte dreißig und schon ein Pflegefall. Sie brauchen Hilfe, hat sie der Betreuerin gesagt. Nicht nur eine Krankenschwester, die die Medikamente richtet. Das Recht auf Verwahrlosung, hat die Betreuerin ihr geantwortet. Jeder hat ein Recht auf Verwahrlosung.

Von draußen dringen die Geräusche der

Straße zu ihnen, ein Hupen, eine aufgeregte Stimme, ein Lachen. Sie schaut sehnsuchtsvoll durch die milchigen Fenster. Ein Rettungswagen fährt mit Martinshorn vorbei. Er vergisst uns hier, denkt sie, vergisst das giftige Dornröschenschloss, vergisst uns zu erlösen.

„Dann komm ich halt weiterhin jeden Tag, Herr Neumann“, sagt sie resigniert.

„Das könnte ja auch die Madame machen“, schreit Neumann durch den Flur.

„Aber die Madame muss ja immer schön fressen.“

Die Frau auf dem Sofa stemmt jetzt ihr ganzes schützendes Gewicht nach vorne, nimmt den Aschenbecher in die Hand und wirft ihn durch die Tür.

„Krüppel“, ruft sie, ihre Stimme schwach in dem riesigen Körper.

Neumanns Brüllen schmerzt in Tanjas Ohren: „Ich krieg dich, ich mach dich fertig!“

„Ich bring mich lieber selber um!“ Die Tränen laufen der Frau die Wangen runter. „Bevor du mir was antust, geh ich ins Wasser. Ich ertränk mich im Fluss!“

Neumanns Lachen ist laut. „Hier gibt es gar keinen Fluss, du blöde Kuh!“

Man muss doch etwas tun können, hat Tanja gefleht. Ich habe Angst, dass sie sich gegenseitig umbringen. Die Betreuerin hat milde gelächelt. Sie überschreien nur den Schmerz, anders könnten sie ihn nicht ertragen.

Seit einem Jahr das immer gleiche Spiel, denkt sie, das immer gleiche *Es war einmal* und *Wenn sie nicht gestorben sind*. Und

keiner, der den Frosch wachküst oder die Prinzessin aus ihrem Turm befreit. Die Hölle, hat die Betreuerin gesagt, die Hölle war früher. Manche sind schon verflucht, bevor sie eine Vergangenheit haben. Glück ist hier nur der Schmerz, den man sich gegenseitig zufügt, um so etwas wie Gemeinsamkeit zu erleben.

Tanja denkt sich fort. Über den Straßenbahnschienen gibt es Kaffee, geht es ihr durch den Kopf und schaut wieder aus dem

Fenster zu der Bäckerei auf der anderen Seite. Die andere Seite mit stuckverzierten Altbauten, an den Fenstern erste Weihnachtssterne und um die Ecke Alternativgeschäfte mit Landstil-Accessoires im Shabby Chic,

eingelegtem Schafkäse vom freundlichen Türken und Lifestyle-Cappuccino. Die andere Seite vom sozialen Wohnungsbau und dauerhaft gelagertem Pressspanpermüll auf pflegeleichten Grünflächen, wo die neumannsche Dunkelkammer vegetiert, die vergessenen Kinder der Gesellschaft, ob tot oder atmend.

Tanja, Sie haben ein großes Herz, hat die Betreuerin zu ihr gesagt. Da ist kein Herz, denkt sie. Da ist nur die Fähigkeit, auszuhalten, zu verzaubern, zu verwünschen. Nur noch die Pflegedienste kommen hierher. Und keiner außer Tanja kann ein dunkles Geflecht von Traumwelten um Wirklichkeiten spinnen, tief eingegraben in ihrem Kopf, die 13. Fee mit Hochbegabung für kriminelle Phantasien.

Im Gehen legt sie Neumann die Medi-

Die Hölle, hat die Betreuerin gesagt, die Hölle war früher.

kamentenbox auf den Schoß. „Ich komme morgen wieder und schau nach Ihnen!“, sagt sie.

„Aber dann pünktlich!“, raunzt er in die Dunkelheit.

„Danke für alles!“, haucht eine Stimme vom Sofa, bevor Tanja die Türe hinter sich zuzieht. Die Frau vom Sofa ist die Einzige, die ein vergrößertes Herz hat, und es wird ihr nicht beim Überleben helfen.

Wieder im Auto träumt sie sich weg vom Märchenschloss, tritt aufs Gas, will mit dem Verkehrsfluss raus aus der Stadt. Sie schaut auf ihr Handy, schreibt beim Fahren eine Whatsapp: *Buchen wir dieses Jahr Paris?*, verliert fast die Spur, jemand hupt von hinten. Ein Signalton erklingt. *Komme heute*

später, muss noch arbeiten. Sie kennt den Namen der Arbeit. Und die Arbeit riecht nach Chanel.

Das Handy klingelt, sie hofft, dass er es ist, dass es doch wahr wird, Paris, an der Seine, Arm in Arm, gemeinsam, wie früher.

„Hallo?“, ruft es aus dem Telefon. Es ist die Stimme der Betreuerin. „Sind sie noch in der Nähe von Neumann?“ Tanja ahnt, dass hier der Albtraum erst beginnt. „Frau Neumann ist soeben gestorben.“

EIN JAHR DANACH

Der Nieselregen in seiner Eintönigkeit lässt Tanjas Lider schwer werden. „Ihnen geht es doch gut“, unterbricht sie den zeternden Neumann. „Manchmal macht das Betreute Wohnen sogar Ausflüge...“

Paris, denkt sie, die Seine wäre schön.

Neumann hat aufgehört zu meckern, blickt starr vor sich hin. Dann sagt er ruhig:

„Die haben mir das Grab meiner Frau gekündigt. Die nehmen mir meine Frau weg. Man hätte das immer wieder neu beantragen müssen. Verstehen Sie, wenn man ein Sozialhilfegrab hat, dann muss man das jedes Jahr neu beantragen! Wie die Zuzahlungsbefreiung bei der Krankenkasse! Wer soll denn das wissen?“

Tanja fängt an zu verstehen. Wenn einem nichts bleibt, ist ein Grab das einzige, was Leben schenkt. Überhöht wie die Jungfrau Maria, die dicke Frau Neumann. Und jetzt der heilige Schrein genommen von einer Sachbearbeiterin im Amt für Soziales.

Tanja nickt. Sie schaut auf ihr Handy. *Komme erst morgen, spontan Konferenz in Berlin*, liest sie und weiß, wie die diesjährige Konferenz heißt und riecht. Blickt erneut aus dem Fenster, sieht stehende Gewässer in Pfützen. Sie spürt die nagende

Vibration des Handys in den Eingeweiden. „Meine Frau“, sagt Neumann, „sie wollte doch immer an den Fluss!“ In den Fluss, denkt Tanja, aber sie nickt ihm zu und zaubert neue Wirklichkeiten.

Sie irren durch den dämmrigen Novemberebel an verfallenen Grabsteinen vorbei. Tanja schiebt Neumann vor sich her, die Räder des Rollstuhls graben sich immer tiefer in den Split.

„Da ist es“, schreit Neumann. „Da vorne!“

Tanja sieht auf eine fußballfeldgroße Rasenfläche. Mit ihrer letzten Kraft zieht sie den Rollstuhl auf den Rasen, in dem kleine Zahlenschilder eingelassen sind

„Damit der Rasenmähermann einfach drüberfahren kann“, erklärt Neumann.

So endet es also, denkt Tanja, mit einer Nummer und dem Rasenmähermann.

„Ein Ausflug?“, hatte sie ihn gefragt und es war nicht schwer gewesen, ihn zu überzeugen. Schwerer war es gewesen, den schimpfenden Herr Neumann in den Wagen zu transferieren. Hex, hex, denkt sie, doch die Kälte kriecht inzwischen in sie, als streckten die Toten ihre Finger nach ihr aus. Sie sieht im Nebel Schemen, dunkle Gestalten, die ihre Geschichten in ihre Knochen eisen. Die Flüchtenden, die Verlorenen, die Einsamen. Helft mir, ruft sie still den Nebelkreaturen zu, beschwört die dunklen Mächte. Helft! Neumann reicht ihr den Spaten.

Er hält die Urne fest unter seiner Decke, eingemummelt auf dem Beifahrersitz, lächelt er in das Startgeräusch des Motors.

„Sie haben sie auch gesehen, oder?“, fragt er, ganz klar und ruhig, als wäre da noch jemand anderes in seiner Brust, einer, der nicht schon ohne Zukunft geboren wurde. „Die Engel!“

Sie denkt an die dunklen, eisigen Krea-

turen. „Ja“, sagt sie nur. „Engel.“ Ein Signalton erklingt von draußen. Tanja legt den Rückwärtsgang ein. Es knirscht beim Losfahren unter den Reifen. Wie poröses

Gebein.

„Und jetzt?“, fragt Neumann

„Paris!“, sagt sie.

Hex, hex, denkt sie, doch die Kälte kriecht inzwischen in sie, als streckten die Toten ihre Finger nach ihr aus.

Büro 304



Heike Kuhn

Pauls Büro hatte keine Tür. So hatte die Firma wohl versucht, das alte Gebäude kostensparend an moderne Arbeitskultur anzupassen. Alle Türen waren ausgehängt und weggebracht worden. Open Space war anders, fand Paul. Es hätte ihn nicht groß gestört. Nur, dass sein Büro direkt gegenüber vom Paternoster lag, den er nun vor der Nase hatte, wenn er an seinem Schreibtisch saß. In stumpfsinniger Regelmäßigkeit zogen langsam die holzverkleideten Kabinen an ihm vorbei, mit ihren Öffnungen wie weit aufgerissene Münder. Die Geräusche versetzten ihn in Trance. Die immergleiche Abfolge vom Schaben der Seile, dem Schieben von Holzplatten, vom Klicken und Kratzen und Einrasten dieses Perpetuum Mobile. Pauls Aufgaben waren auch so schon eintönig genug. Es war ihm bereits ein paarmal passiert, dass er erst von Joshua, seinem Mitpraktikanten aus dem Procurement, in die Realität zurückgerissen wurde, als dieser ihn zur Pause abholte. Er stellte dann mit Bestürzung fest, dass fast zwei Stunden vergangen waren, ohne dass er hätte sagen können, was er in dieser Zeit gemacht hatte.

Er empfand es als Abwechslung, wenn in einer der Kabinen von unten ein Kopf auftauchte und nach oben wieder verschwand. Genug Zeit für „Guten Tag“ und „Schönes Wetter heute“. Aber das kam selten vor – die Leute nahmen den Lift. Da war nur dieser eine Kollege, der immer den Paternoster zu nutzen schien. Obwohl es im ganzen Gebäude nur noch etwa 30 Leute gab, wusste Paul nicht, wie er hieß oder was er arbeitete. Aber jeden Tag schwebte irgendwann sein langer schmaler Kopf mit dem schütterten, hellen Haar herauf, gefolgt von einem dünnen Körper in einem altmodischen, sandbraunen Anzug. Wenn er Pauls Blick bemerkte, nickte er ihm wortlos zu.

Zum Mittagessen setzten Joshua und Paul sich auf die Bank vor dem Gebäude, jeder mit seinem Sandwich in der Hand. Der alte, geschwungene Schriftzug „Kälin Kerzen und Raumdüfte“ prangte hinter ihnen hoch über dem Eingangportal, und kleiner darunter: „Seit 1867“.

„Wie läuft's bei dir?“, fragte Joshua.

„Geht so“, sagte Paul. „Ich soll die Sicherheitsdoku der Kerzendüfte aktualisieren und auf ein neues Portal laden. Aber bei La

Rêverie Rosée - gerade bei der Signature-Kerze! – fehlt die Hälfte der notwendigen Infos. Ich muss allem hinterherrennen. Das sollte doch heutzutage automatisiert sein, oder?“

Joshua schnaubte durch die Nase. „Schön wärs! Unglaublich, wie rückständig die Strukturen hier sind!“

„Ja“, stimmte Paul lachend zu. „Und die Leute erst! Im Paternoster fährt jeden Tag dieser Typ vorbei, der sieht aus, als wäre er schon seit Gründertagen hier. Hast du bestimmt schon gesehen. Trägt immer den gleichen hellbraunen Anzug wie aus einem alten Film ...“

Joshua dachte kurz nach. „Hellbrauner Anzug? Nee, so einen hab ich noch nie gesehen.“

„Doch, sicher! Der fährt hier immer hoch und runter! Dem musst du schon begegnet sein.“

„Wie sieht er denn aus?“

Paul überlegte. Obwohl er den Mann täglich sah, wusste er nicht, wie er ihn beschreiben sollte. Eigentlich erinnerte er sich gar nicht an sein Gesicht.

Am Nachmittag nahm Paul sich wieder die Dokumentation zu La Rêverie Rosée vor. Alle Deklarationen von sicherheitsrelevanten Inhaltsstoffen waren hoffnungslos veraltet. Das letzte Update im System war von 1996, handschriftlich signiert von R.G.

Er hatte sich in der Entwicklungsabteilung durchgefragt, um neuere Daten zu

bekommen. Wo er sein Anliegen auch vorbrachte, er erntete nur Kopfschütteln und Achselzucken.

Paul blickte von seinem Bildschirm auf. Die Kabinen des Paternosters glotzten ihn an. Er lehnte sich einen Moment zurück und schloss die Augen.

Als er sie wieder öffnete, fiel sein Blick auf die Zeitanzeige des Laptops. Was, schon nach vier? Er hörte ein trockenes Räuspern. Da war wieder der Kollege mit dem sand-

braunen Anzug im Paternoster. Er fuhr nach oben, gerade tauchte sein Bauch aus der Tiefe auf. Paul hatte eine Idee. Er erhob sich und lief die drei Schritte zum Einstieg.

„Guten Tag! Sie arbeiten doch schon lange

hier, oder?“, fragte er schnell.

„Kann man so sagen“, sagte der Mann leise, mit kratziger Stimme.

„Wissen Sie, wer sich mit der Dokumentation von La Rêverie Rosée auskennt?“ Nun hatte Paul die Hosenbeine mit Bundfalte vor sich, der Kopf verschwand schon wieder in die darüberliegende Etage.

„La Rêverie Rosée, soso“, sagte der Mann nur, und er klang leicht belustigt.

„Ja. Können Sie mir weiterhelfen?“, rief Paul lauter.

Der Oberkörper verschwand, und er konnte die Antwort nur noch gedämpft hören.

„Büro 304, mein Junge. 304.“

Paul machte sich auf den Weg in den 3. Stock. In der Entwicklungsabteilung war um diese Zeit fast niemand mehr da. Er

„Hellbrauner Anzug? Nee, so einen hab ich noch nie gesehen.“

lief den gesamten Gang ab, der bereits im Dunkeln lag, mit Ausnahme eines Büros am Ende. Neben den braun gestrichenen Türrahmen ohne Türen waren kleine Schilder mit Nummern angebracht. Sie begannen mit 310. Hatte der Mann sich geirrt? Hatte er 340 gemeint? Aber das war ein Lagerraum für Kerzenwachs. Paul ging dahin, wo noch Licht brannte. Die Abteilungsassistentin im mittleren Alter hackte schnell auf ihrer Tastatur herum.

„Büro 304? Keine Ahnung“, sagte sie unwirsch und ohne aufzublicken.

Paul atmete tief durch und ging zurück in sein Büro.

In den folgenden Tagen lud er die aktualisierten Dokumente der anderen Kerzen hoch. Langweiliges Zeug. Er fühlte sich träge. Als würde sein Gehirn sich langsam im Kreis drehen, ohne je zu einer Erkenntnis zu kommen.

Gegen halb fünf am Freitag schreckte ihn ein Hüsteln auf. Sandbraune Hosenbeine senkten sich langsam im Paternoster herab.

„Hey“, rief Paul schnell und sprang auf. „Warten Sie bitte kurz! Es gibt kein Büro 304!“ Er stand nun vorm Paternoster und sprach zur Mitte des Mannes.

„Ach, ist das so?“, sagte dieser von weiter oben aus der Kabine. Jetzt kam der lange, dünne Hals zum Vorschein.

„Ja, ich lauf hier schon seit Tagen durch die Gänge und...“

„Das ist gut, mein Junge. Immer schön im Fluss bleiben.“

Auf der anderen Seite des Paternosters kam Joshua von unten herauf.

Der Mann war schon halb abgetaucht und blickte mit einem wehmütigen Lächeln zu ihm herauf. Paul atmete genervt aus.

„Wer war denn R.G.? Und wie heißen Sie eigentlich?“, fragte er laut. Aber da war der Mann schon wieder verschwunden.

„Alles klar? Mit wem redest du?“, fragte Joshua abwesend aus der Kabine auf der anderen Seite, während er auf seinem Handy herumtippte.

Paul hob resigniert die Arme. „Immer im Fluss bleiben“, sagte er ironisch. Joshua hob kurz den Blick und sah ihn verständnislos an, bevor er nach oben entschwebte.

Paul ging zu seinem Schreibtisch zurück. Er hatte sich gerade gesetzt, als ein Ruck das schabende Hintergrundgeräusch unterbrach. „Fuck!“, hörte er jemanden gedämpft rufen. Dann: Stille. Der Paternoster bewegte sich nicht mehr. Paul sprang wieder auf und lief zum Einstieg.

„Alles in Ordnung?“, rief er in den Schacht hinauf.

„Nein, ich stecke fest! Ganz oben!“, rief Joshua zurück.

Paul nahm die Treppe ins oberste Stockwerk. Dort sah er gerade noch Joshuas Füße im Spalt der Öffnung, der Rest war im dunklen Schacht verborgen, in dem die

Kabinen die Seite wechselten.

„Wieso bist du denn nicht ausgestiegen?“, fragte er Joshua.

„Ich war am Handy und hab nicht aufgepasst“, ertönte dessen Stimme. „Und dann wurde es plötzlich dunkel. Ich hab Panik bekommen und den Notknopf gedrückt. Was mache ich denn jetzt?“

„Bleib ruhig. Ich versuche, den Hausmeister zu erwischen.“

Paul lief in sein Büro zurück und wählte die Nummer des Hausmeisters. Nur die Mailbox antwortete. Da kam ihm der Gedanke, dass bestimmt auch der Kollege mit dem braunen Anzug irgendwo festhing. Schnell prüfte er fünf Etagen unterhalb seines Büros, aber alle Kabinen waren leer. Paul blickte sich ratlos um. Auch in den Büros war niemand mehr. Der Gang, in dem er sich befand, war dunkel. Im Paternoster stand bestimmt die Telefonnummer der Service-Firma, fiel ihm ein. Er konnte gerade so in die Kabine hineingucken, und tatsächlich: in der Ecke war ein kleines Metallschild angebracht. „Aufzüge Hauser – 24h-Service: 0800 33 44 55“. Paul wollte sich schon wieder abwenden, als sein Blick auf ein weiteres Schild fiel: „PN Nr. 304“ stand darauf. Er hielt einen Moment nachdenklich inne, dann ging er zu seinem Schreibtisch und wählte die Nummer der Aufzugsfirma.

Als Paul am Montagmorgen ins Büro kam, standen die Kabinen des Paternosters

bewegungslos, wie eingefroren. Vor jedem Zustieg hingen Ketten mit einem Schild in der Mitte: Außer Betrieb.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch. Die Stille machte ihn nervös. Er rüttelte kurz die Stifte im Stiftehalter durcheinander und schaltete seinen Computer an.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch. Die Stille machte ihn nervös.

Am Tischrand lag ein kleiner Stapel Papier. Der war nicht von ihm, er arbeitete papierlos. Er blätterte hindurch.

Sicherheitsdatenblatt, Allergenliste... alle notwendigen Dokumente zu La Réverie Rosée, mit dem heutigen Datum. Auf dem letzten Blatt fand er rechts oben eine handschriftliche Notiz: „Alles muss im Fluss bleiben. R.G.“

Katzentanz



Henrietta Hartl

Ich weiß sowas von genau, was du meinst!“ Die Nasenflügel des jungen Journalisten bebten begeistert. „Das kenne ich voll total! Wenn ich schreibe, dann komme ich absolut in den Flow, genau wie bei dir beim Malen! Das ist so einmalig, so unvergleichlich, so rauschhaft, so – so - genau. Genau!“

Marie bezweifelte sehr, dass der Typ auch nur den Hauch einer Ahnung hatte, was sie meinte. Sonst hätte er nicht zuletzt auch kapiert, dass er jetzt verdammt nochmal endlich, endlich, endlich gehen sollte ...

Über zwei Stunden lang hatte er sie mit Fragen überschüttet, keine einzige davon hatte ihr eine Chance gelassen, wirklich etwas über sich und ihre Kunst zu erzählen. Er hatte nur pausenlos seine eigenen Schwurbeleien über Kreativität und Künstlertum ausgespuckt, und dabei kaum ein Klischee ausgelassen. Einiges davon klang, als hätte er sich vorher bei Chat-GPT Rat eingeholt.

Aber seine Zeitung hatte ein großes Verbreitungsgebiet, ihre erste eigene Ausstellung startete nächsten Monat, und so hielt

Marie mit großer Anstrengung das leichte Lächeln auf ihrem Gesicht aufrecht. Um das Lächeln herum krampften sich immer stärkere Kopfschmerzen.

Hinter ihren Augen brannten die neuen Bilder, das neue Bild: der federleichte Tanz einer Katze, jung, wild, selbstvergessen – kurz bevor der Journalist gekommen war, hatte die Katze wie aus dem Nichts den frischen Sprung in ihr Hirn gemacht, hatte sie so getroffen, dass sie regelrecht anfang zu zittern, sie hatte die Zeichenkohle gepackt, wollte ansetzen - aber da hatte es geklingelt.

Nicht aufmachen, hatte sie sich selbst befohlen, der Termin egal, einfach weitermachen, die Bilder im Kopf durch die Hand über das Blatt tanzen lassen, ja, sie musste das aufs Blatt bannen -

Aber der Typ war hintenrum zur Terrassentür reingekommen, die wie meistens nur angelehnt war.

Er hatte ein paar schräge Fotos zweifelhafter Qualität geschossen, und dann hatte er angefangen zu quasseln. Verzweifelt hatte Marie sich an die Bilder vom wilden, selbstvergessenen Tanz der jungen Katze geklammert, die immer blasser wurden,

immer zusammenhangloser – sie hoffte so sehr, dass sie sie nachher wiederbeleben konnte, dass die Farben zurückkehren würden -

Marie überlegte, ob sie sich einfach weg-drehen sollte und anfangen zu zeichnen – aber nein, das ging nicht. Dann würde er begeistert hinter sie springen, ihr über die Schulter glotzen und auch noch den letzten Schatten ihrer Inspiration absolut totquatschen. Nein, sie durfte ihren kostbaren, einmaligen Katzentanz nicht diesem Typen ausliefern. Aber sie musste die tanzende Katze aufs Blatt bekommen, bevor der Tanz in ihrem Kopf endgültig erlosch ...

Der Journalist brabbelte munter vor sich hin: „Ja, so ein Flow, das ist wie eine heilige Verpflichtung, der kann man sich nicht entziehen, der darf man sich nicht entziehen, dem muss man alles andere unterordnen -“

„Ich muss Schluss machen“, sagte Marie abrupt. Der Journalist starrte sie verblüfft und etwas irritiert an. Schwach schob sie nach, die Floskel, die sie noch aus ihrer Zeit im Büro im Kopf hatte: „Ich hab jetzt gleich noch einen Termin ...“

Oh Wunder, es wirkte. Der Journalist schlug sich gegen die Stirn: „Mensch, ja, ich ja auch!“

Und dann war er weg, endlich, tatsächlich, seligmachend verschwunden.

Ein Moment der Stille – und dann die Haustürklingel.

Ganz ruhig, Marie atmete aus und ein, aus und ein. Das war sicher nur die Liefere-

ung, die neuen Farben, auf die sie schon eine ganze Zeit lang gewartet hatte. Aber der Liefertyp war keine Gefahr, er würde sie nicht unterbrechen, der schmiss das Paket sowieso nur irgendwo neben die Haustür und war verschwunden, bevor sie selbst im Sprinttempo die Tür hätte erreichen können.

Tatsächlich kam nur das eine kurze Klingeln, dann herrschte wieder Ruhe.

Als Marie aufatmete und nach der Holzkohle griff, rumpelte es an der Terrassentür. Frieda von nebenan steckte den Kopf herein: „Halblöcher, ich hätte wieder einen Korb Äpfel!“

Marie unterdrückte ein Stöhnen. Auch das noch. Frieda mit den Massen von kleinen, harten, sauren, schwarzfleckigen Äpfeln aus ihrem Garten. Friedas Komposthaufen quoll jeden Herbst über mit den Dingern, also brachte sie die kleinen Biester körbweise rüber zu Marie. Die konnte sie letzten Endes auch nur auf ihrem Kompost entsorgen. Aber warum sollte sie das eigentlich tun?

Der Ärger, die Ungeduld, die Verzweiflung brachten eine deutliche Bemerkung dazu auf Maries Lippen – doch sobald die Worte draußen waren, kapierte sie: Das war ein Fehler. Frieda sah nun offensichtlich Diskussionsbedarf, zumindest wollte sie sich rechtfertigen.

Marie erinnerte sich: Am schnellsten wird man jemanden los, wenn man einfach unverbindlich höflich ist. Also murmelte sie: „Vielen Dank, stell sie auf die

Um das Lächeln herum krampften sich immer stärkere Kopfschmerzen.

Terrasse.“ Aber es war zu spät, Frieda wollte das ausdiskutieren.

Marie presste fest die Augen zusammen, stöhnte auf.

Und dann war da auf einmal wieder der Journalist an der Terrassentür, sein rundes, verwirrtes Gesicht: „Ich hätte da noch eine Frage -“

Schließlich, endlich war es wieder still im Haus. Friedlich. Ruhig. Raum und Freiheit für Marie und ihre Bilder, ihr Bild.

Erleichtert schloss Marie die Augen und atmete tief ein. Ganz langsam fing die Katze an, wieder durch ihren Kopf zu tanzen, die Farben kehrten zurück, Bilder explodierten, glühten auf wie der Glitzerregen eines Feuerwerks, der Tanz der jungen Katze nahm Fahrt auf - übermütig, geschmeidig, einzigartig -

Marie atmete ganz langsam aus.

Ein träumerisches Lächeln spielte um ihre Mundwinkel.

Die Holzkohle war plötzlich in ihrer Hand, die Hand schwang über das Blatt, und der Tanz der jungen Katze explodierte in tausend Bilder, die wieder verschmolzen in ein einziges Bild – sie arbeitete mit voller Konzentration - nein, sie spielte, tanzte, träumte -

Nach unmessbarer Zeit begann die Wirklichkeit wieder ganz langsam in Maries Hirn zu sickern. Ihre Konzentration bekam Aussetzer, Bilder verrutschten, ihre

Hand fing an zu stocken -

Aber das machte nichts. Marie nickte ihrer Zeichnung mit einem seligen Lächeln zu. Sie hatte es über den Gipfel geschafft – sie war noch lange nicht fertig, aber jetzt war das Wichtigste auf das Papier gebannt, den Rest konnte sie später in Ruhe weiter bearbeiten.

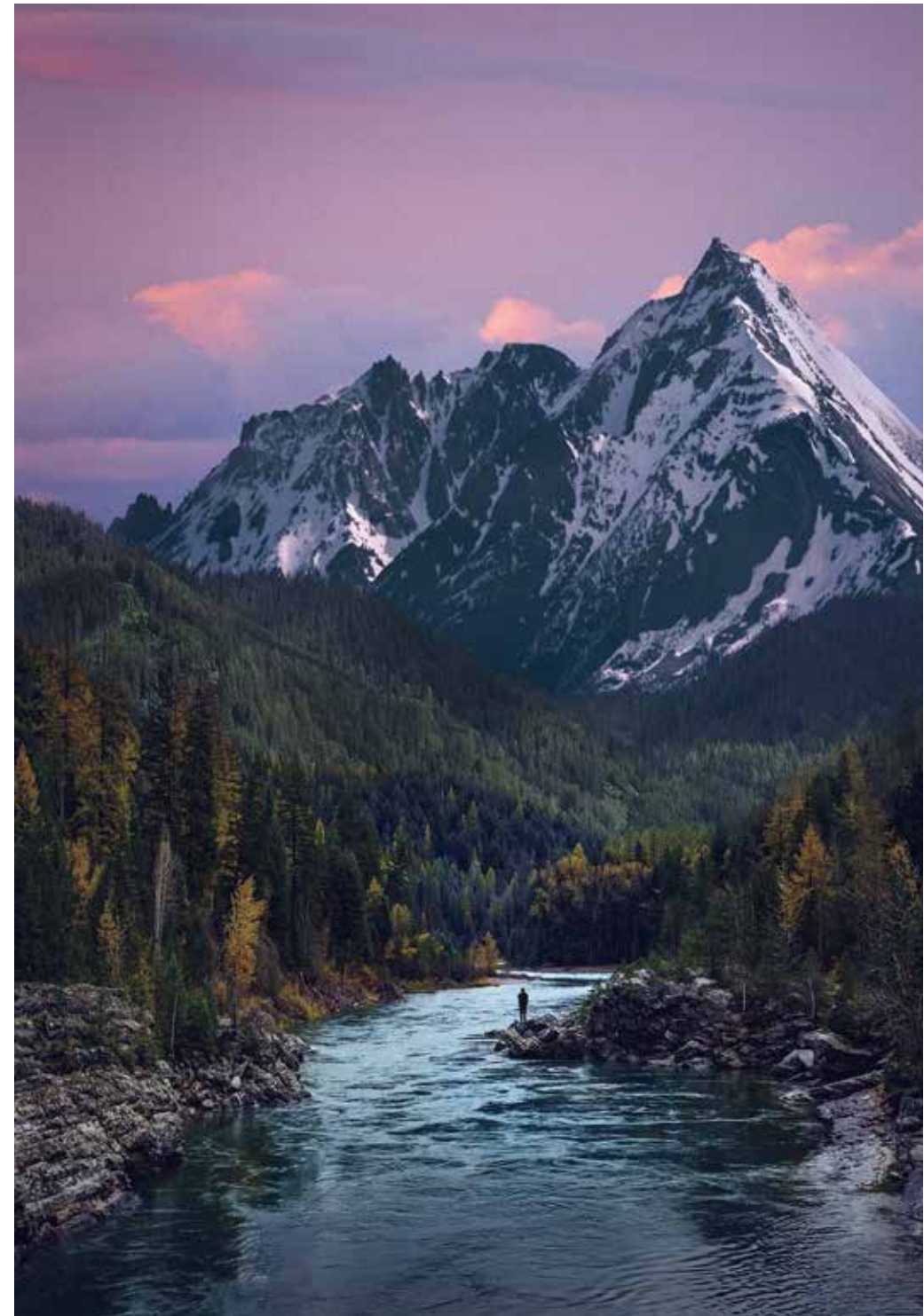
Während die Anspannung nachließ, drängten unangenehme Gedanken in ihr Bewusstsein.

Sie sollte wohl doch etwas machen, um – na ja, in Ordnung bringen war vielleicht nicht der richtige Ausdruck. Das war nicht mehr möglich. Aber zumindest – aufräumen. Sie hoffte bloß, dass die Flecken von ihrem Spaten wieder abgehen würden ...

Als sie auf die Terrassentür zutrat, drängten sich ihr lauter praktische Fragen auf: Wie viel Gewicht ihre alte Schubkarre wohl aushielt? Frieda war hager, aber groß, und der Journalist klein, aber dick. Und ob sie beide hinterm Kompost Platz finden würden?

Und wie lange es dauern würde, bis sie jemand vermisste?

Ihre Konzentration bekam Aussetzer, Bilder verrutschten, ihre Hand fing an zu stocken .



male fantasy, oder: alles kann, nussmix



Simon Bethge

S teigt T. aus dem U-Bahn-Ausgang. In natura wirkt sie kleiner als auf den Fotos, geradezu petite, und wiegt sicher kaum mehr als der Rucksack, unter dem sie sich krümmt. Sie sieht sich um, sucht: mich. Und ich, ich müsste bloß die Sonnenbrille aufbehalten, ein paar Schritte zur und über die Straße machen, mir sagen, dass ich noch nicht bereit sei für jemanden nach IHR, das Match löschen, fertig. Doch T. hat mich entdeckt. Ob ich ihr den Rucksack abnehmen könne? Ja, der sei immer so schwer. Wer Medizin studiere, müsse sich ans Schleppe gewöhnen; Textbücher verschiedenster Auflage, Protokolle, Analysen – das Leben an sich stecke da drin.

„Meine Mutter hat mit unserem Psychrembel immer Spinnen erschlagen“, sage ich, weil es fast dazu passt, „oder Blätter gepresst oder Möbel gestützt.“

Sie schmunzelt, ich schmunzle zurück, mein Füßling rutscht mit jedem Schritt weiter von der Ferse und knüllt sich vorne im Schuh zusammen. Alles zieht. Ob es noch weit sei, noch weit bis zu ihrem ‚Geheimtipp‘?

„Nicht besonders.“ Sie konsultiert Google

Maps, dennoch laufen wir dieselbe Straße zweimal ab.

Im Café Bilodeau sind die Getränke klein und stark. Hunger scheint sie nicht zu haben, und einen Großteil des Dates verbringen wir schweigend, bis T. sich erinnert, dass wir ja beide Filme mögen.

„Welche hast du denn so gesehen?“, fragt sie.

„Alle außer den schlechten.“

Beim Lachen flattert ihr Hängelid. „Und, irgendwelche Empfehlungen?“

„Am besten sind die isländischen mit ungarischen Untertiteln.“

Ab da läuft's. Auf den Kaffee folgen ein weiterer und ein Sandwich, dann ein Kurkuma Latte, den ich allem Umami zum Trotz drinnen behalte, während T. mir erklärt, warum Erdoğan's Immobilienpolitik die medizinische Versorgung in den Innenstädten gefährdet. Zum Abschied umarmen wir einander. Zwei Tage später schreibt sie, dass sie sich zwar sehr wohlgeföhlt habe mit mir, „uns“ aber lieber nicht

nachlassen jetzt! A. hat sich in den letzten zehn Minuten meine beiden Läufer und einen Turm geschnappt, mit dem ich ihren linken Springer hatte schlagen wollen. Auch beim Astra führt sie 5:3. Den

ganzen Abend schon trinken wir die Marke, als würden wir nichts Besseres kennen oder auf der Karte finden. Dabei hat A. vorhin noch gescherzt, dass ihr als Tschechin der Sinn für gutes Pils ja quasi mit der

Muttermilch eingegeben worden sei, ebenso wie das Talent für Schach, schließlich sei sie die Ur-Urgroßnichte von Vera Menchik, ob ich von der, nein, natürlich nicht, Weltmeisterinnen hätten erfahrungsgemäß immer kleineren Anteil am kollektiven Gedächtnis als Weltmeister, ganz egal, wie lange sie die globalen Listen anführten, tja. Also Cheers – auf die von der Geschichte Verschluckten.

Seitdem läuft das Spiel: Ich ziehe, sie zieht. Ich überlege, sie nicht. Ich wage, sie gewinnt. Noch eine Runde?

Als ich mit zwei eiskalten Knollen von der Bar zurückkehre, hat A. die Figuren neu aufgestellt. Bevor wir beginnen, will sie wissen, worauf ich eigentlich aus sei – so ganz generell, aber vor allem bei ihr, vor allem auf lange Sicht. Und statt A. die Wahrheit zu sagen – dass, wäre nicht der Tod das Ende jedes Bewusstseins, ich ausschließlich den Weihnachtssalat meiner Eltern und IHRE Sillage vermissen würde, die der Fahrtwind einmal zu mir wehte, als ich auf dem Sozius saß –, behaupte ich bloß, dass es die bei mir nicht gebe, die lange Sicht, nicht im Moment.

Das scheint sie zu beruhigen, wenigstens nicht zu überraschen, denn sie fragt bloß: „So, can I use the white chessmen again or are you

dann wohl Simon, stimmt's?“

B. ist wie jeder, damit auch wie ich. Der Tod des Hamsters

„Am besten sind die isländischen mit ungarischen Untertiteln.“

als einziger bedeutender Verlust zwischen 11 und 20, irgendwann ein gebrochener Arm, ein Fahrradrennen und Capri Sun, die damals noch Sonne hieß, zum Abkühlen; Wildpinkeln,

der erste Kuss. Souvenirs ohne DIN, die das Tagebuch hässlich ausdellen, wenn man sie hineinklebt. Trotzdem treffen wir uns.

„Nicht, dass ich was gegen Arthouse hätte – ich guck's nur viel zu selten, um richtig Fan zu sein.“

Ich denke, dass ich vielleicht einfach nur jemanden suche, der mir die Eier kault, während ich an meiner IQOS sauge, Billie Eilish höre und vergesse, was wann wehtat.

„Magst du mir das Salz reichen?“

Ich denke, dass es da draußen vielleicht Menschen gibt, die sich fragen, warum ich nie zurückgerufen habe. Sie haben Katzen, Geschwister, immer genug Taboulé im Kühlschrank. Und wenn sie abends heimkommen, spucken sie in den Vorgarten, als wollten sie ein Revier markieren, das ihnen niemand streitig macht.

„Komm, ich lade dich ein. Kino ging ja immerhin auf dich.“

Ich denke, dass die Kastanie von gegenüber vielleicht jetzt, wo sie nur noch in meinem Kopf existiert, länger blüht; dass mir die Preise vielleicht mehr bedeuten, wenn ich wieder anfangen, sie mit Werken der Liebe zu gewinnen.

„Ich würd' dich ja fragen, ob du mit hochkommen willst, aber mein Mitbewohner ist gerade erst aus Mumbai zurück und hat mega den Jet-lag, deshalb lass uns doch die Nudes haben wir bereits hinter uns, als E.

fragt, ob ich mir zutrauen würde, ihn zur Beerdigung seines Onkels zu begleiten; die finde am nächsten Wochenende statt, Sonntag, um genau zu sein, bei Lüchow

im Wendischen, und eigentlich sei es ja nur logisch, nach dem Körper auch die Familie kennenzulernen. Ich willige ein, denn das Praktikum, das tags darauf hätte beginnen sollen, wurde mir zugunsten eines besser geeigneten Kandidaten – den ich insgeheim für eine Kandidatin halte – abgesagt.

E. will mich vor Ort abholen. Ich nehme den Regio bis Lüneburg, muss auf den Anschlusszug warten, versuche, währenddessen nicht an IHREN ersten Abschied auf der Ilmenaubrücke zu denken, an den zweiten im Hörsaal, weil wir's nicht lassen konnten, und an den dritten, nach dem uns endlich nichts mehr einfiel. Dann kaufe ich im DB Store ein Magazin über moderne Männer.

E. hat ein hübsches Auto und gerade Zähne. Ich sehe ihn da, das sei erwähnt, zum ersten Mal richtig. Zum letzten auch, aber das weiß ich in dem Moment noch nicht. Und falls er es bereits weiß, lässt er es mich nicht spüren.

Während der Fahrt erzählt er aus dem Leben seines Onkels. Karriere bei der Post, als die noch staatlich war, Burnout, Frührente. Ein schwieriger Mensch sei er gewesen, nein, geworden, weil seine Eltern ihm nie beigebracht hätten, sich zu wehren. Aber geliebt habe E. ihn schon irgendwie.

Ich frage, warum er da jetzt nicht lieber allein durchwolle.

Ein Alibi, ganz simpel. Denn auf Familienfeiern, gerade jenen, auf denen es um jemand anderen gehen sollte, würden den

E. hat ein hübsches Auto und gerade Zähne.

Leuten naturgemäß irgendwann die Anekdoten ausgehen, und man fange an, sich stattdessen mit der nächsten Generation zu befassen – deren Jobs, Kinderpläne

und Partner. Es genüge also, wenn die Verwandten ihn mit einer Begleitung sähen; die Kennenlernstory werde er ad hoc entwerfen, ich solle sie einfach abnicken. Deal?

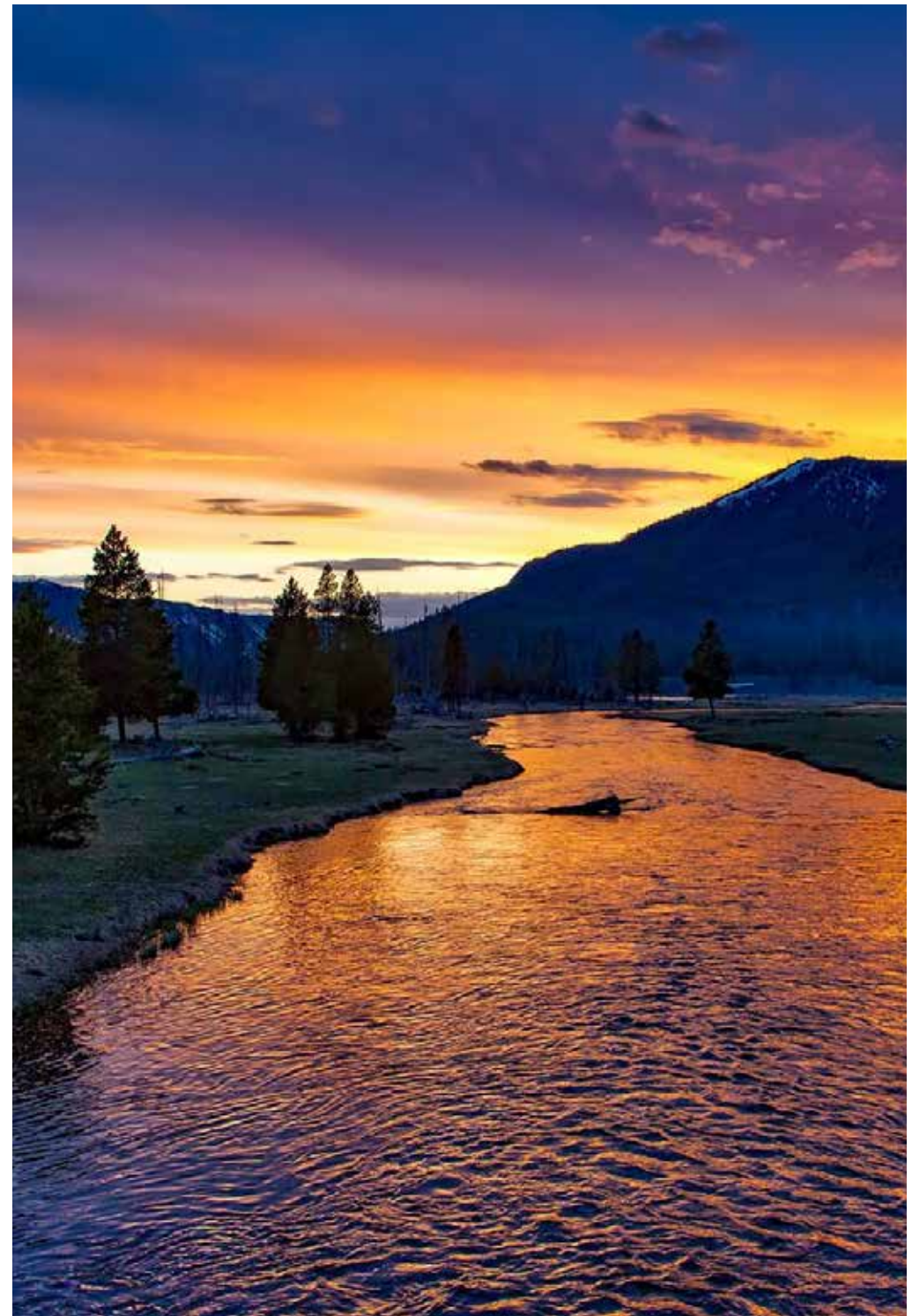
Dann: Winterlicht in Sonnenbrillengläsern, Händeschütteln, „O Welt, ich muss dich lassen“, Suppe mit Eierstich, Peter Maffay Best Of, und zurück an die Bar, um

einzudösen ist mir zwar unheimlich peinlich, aber ich kann nichts dafür, besser dagegen. Im Saal ist's warm und dunkel, die 3D-Brille getönt, der Film entsättigt. Das ist das zweite Mal, dass ich ihn sehe, diesen Scheißstreifen mit seiner aufgesetzten Grandezza, aber was kann ich tun, wenn es der Einzige ist, der hier auf Englisch läuft, und A. mit Ausnahme von „Geschwindigkeitsbegrenzung“ kein Deutsch spricht.

Mit jedem Sekundenschlaf rutscht mein Kopf näher zu ihr. Und sie lässt es zu. Ihr Blick haftet an der Leinwand, kein Haar ragt über die Sessellehne, die uns trennt.

Es hatte wohl keiner von uns vor, den anderen wiederzusehen. Dass wir uns doch verabreden und die Verabredung auch durchgezogen haben, wird vor allem daran liegen, dass wir beide die Stadt zum Ende des Monats verlassen, um uns andere Karrieren zuzulegen, andere Makel; um uns tätowieren zu lassen oder Avocados auf dem Balkon zu ziehen. Wir werden Gewesenes neu formulieren, Gewordenes vergleichen, und am Ende

steigt T. aus dem U-Bahn-Ausgang



Die Jury



► **Janina Fellgiebel** begann 2019 ein duales Studium in Sozialversicherung. In ihrer Freizeit schreibt sie Gedichte, Kurzgeschichten und arbeitet derzeit an ihrem zweiten Roman. 2018 belegte sie beim Schreibwettbewerb „Tom-Sawyer“ der Stadt Rees den fünften Platz.



► **Christine Paxmann** schreibt seit über 30 Jahren Bücher und ist Herausgeberin der Fachzeitschrift „Eselsohr“. Sie ist Jurymitglied beim Oldenburger Jugendliteraturpreis, Korbinian-Paul Maar-Preis, Serafina u.a.. Die gebürtige Münchnerin pendelt zwischen Großstadt und Chiemgau. Sie ist Autorin zahlreicher Kinderbücher, Sachbücher und Romane. www.christinepaxmann.de



► **Klaus Bovers**, gebürtiger Marburger, ist gelernter Buchhändler. Er hat wenig von dem ausgelassen, was ihm die Buchbranche an Chancen und Selbständigkeiten geboten hat. Nach vielen Jahren in der Verlagsstadt München zog es ihn in den Chiemgau, heute lebt und arbeitet er als Autor und Literaturagent im alten Markt Grassau. Über den Chiemgau und seine Menschen hat er mehrere Bücher veröffentlicht, er ist Autor beim Kultmagazin MUH und schreibt für Tageszeitungen.

► **Uta Grabmüller** führten viele Lebensstationen durch ganz Deutschland. Auf das literatur- und sprachwissenschaftliche Studium folgte ein abwechslungsreiches Berufs- und Familienleben bis sie als freiberufliche Autorin und Dozentin in der Erwachsenenbildung im Chiemgau ankam. Als 1. Vorsitzende eines Integrations- und eines Literaturvereins ist sie heute als Kulturvermittlerin tätig.



► **Willi Schwenkmeier**, gebürtiger Traunsteiner, unterrichtete Deutsch und Geschichte an der Realschule. Er ist Autor von alpiner Literatur, von Stadt- und Kulturführern, sowie Theaterstücken und ist Juror beim Traunsteiner „Max-Fürst-Preis“. Für den BR und Radio Chiemgau hat er TV- und Radio-Features gemacht. Die Traunsteiner Literaturspaziergänge des Thomas-Bernhard-Kenners sind legendär. Er spielt Theater am Traunsteiner NUTS und hält kurzweiligen Vorträge zu literarischen Themen.



Dreimal erster Platz, von der Jury prämiert seit 2019:



ERSTER PREIS 2019 (THEMA: NÄHE)

Heidi Lackner, aufgewachsen in Franken und Karlsruhe, arbeitet nach Stationen in Irland und Frankfurt als Übersetzerin in Dachau. Sie hat ein Faible für T.C. Boyle und für die Fantasy von Tolkien. Ihre Mitschülerinnen im Gymnasium, so erzählt sie es im Interview mit der Süddeutschen, steckten sich wie üblich Zettelchen zu - bei ihr waren das immer schon kleine Kurzgeschichten. Der Titel ihrer Gewinnergeschichte: Der Duft sterbender Bücher.



ERSTER PREIS 2020 (THEMA: GEHEIMNIS)

Daniela Esch ist gelernte Buchhändlerin und Dozentin für kreatives Schreiben (www.vollwortkost.de) in München. Sie hat zahlreiche Kurzgeschichten in Anthologien und Literaturzeitschriften veröffentlicht, im Herbst 2020 erschien ihr Gedichtband „Lektionen in Melancholie. Gedichte und Miniaturen mit einer Einladung zum intuitiven Schreiben.“ Der Titel ihrer Gewinnergeschichte: Was du nicht siehst.



ERSTER PREIS 2021/22 (THEMA: WILDNIS)

Sybille Wobser-Zheng wurde in Norddeutschland an der Elbe geboren und lebt seit 30 Jahren im Süden von München. Die Sinologin, Dozentin und Sprach- und Schreibtherapeutin ist Mutter dreier Töchter. Als roten Faden ihrer Prosa nennt sie ihre Faszination für die Lebensgeschichte von Menschen und deren „Impulse von außen zu Glück und Unglück, Scheitern und Erlösung.“ Der Titel ihrer Gewinnergeschichte: Der freie Herr Bernstein.



Grassau Geschichte



► **Ende 2020** erschien der zwölfte und letzte Band der Ortschronik der Gemeinde Grassau. Das Projekt startete im Jahr 2007, wissenschaftlich begleitet wurde es vom Historiker Dr. Hans-Jürgen Grabmüller, der selbst Autor einiger Bände ist. Sein Motiv: „Aus der Geschichte für die Zukunft lernen, heißt nicht, Handlungsanweisungen an die Hand zu bekommen, um konkrete Ziele zu erreichen. Es heißt nur, die prinzipielle Offenheit der Zukunft zu erfahren, die weder

Raum für Pessimismus lässt, noch für unreflektierte Utopien. Aus der Vergangenheit lernen wir, die Gegenwart besser zu verstehen und die Zukunft nüchtern zu gestalten. Nicht mehr – aber auch nicht weniger.“

Die Chronikbände sind in der Gemeinde und im Buchhandel zum Einzelpreis von 24,50 Euro erhältlich.

Impressum

Herausgeber: Markt Grassau, Marktstraße 1,
83224 Grassau

Texte (außer 3, 6–10 und 14–36): Klaus Bovers,
Grassau

Fotos: Klaus Bovers: 2, 7 re; Christine Paxmann:
5, 7 li, 38; Graham Lawson: 3; Pixabay: Cover,
17, 33, 37; alle anderen privat.

Gestaltung und Satz: Christine Paxmann text •
konzept • graphik, München

Druck: Flyeralarm auf Naturpapier FSC

Sämtliche Texte der Anthologie dürfen ohne
Genehmigung oder Lizenzierung nicht kopiert
oder veröffentlicht werden.

